

Band 1120 • 2,50 DM

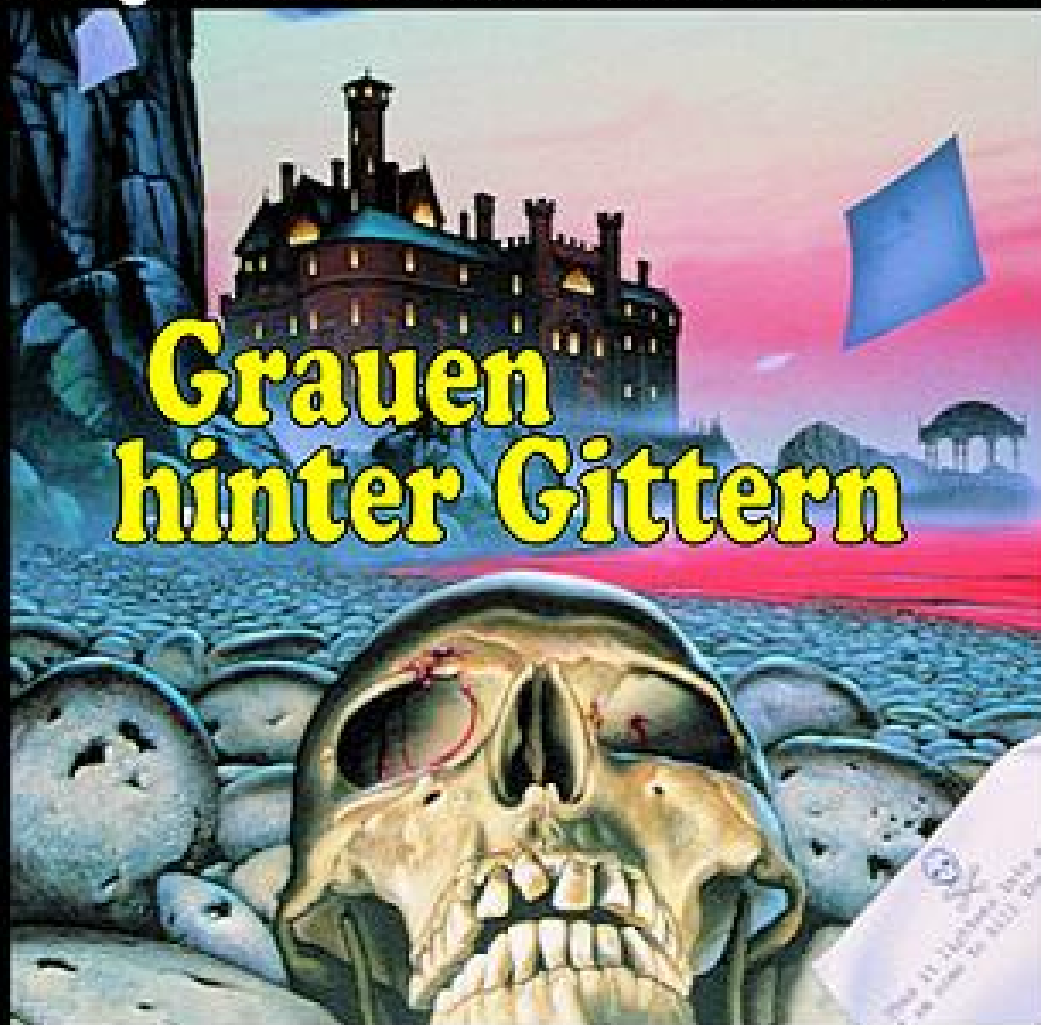
BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

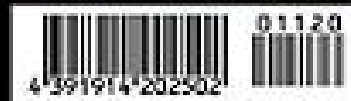


Grauen hinter Gittern

Band 1120 • 2,50 DM

Ös 19 / Fr 2,50 / FF 10,00 / BEF 60
LUF 60 / L 3000 / hll 3,25 / Pts 295

BASTEI
ROMAN



Grauen hinter Gittern

Die beiden Männer saßen sich in einem schlichten Büro gegenüber. Verhangene Scheiben filterten einen Teil des Außenlichts und ließen den Raum zu einer Insel werden, die irgendwo im Nirwana schwebte.

»Es ist nicht gut gelaufen«, sagte der Mann mit der randlosen Brille. Hinter den Gläsern waren kalte Eisaugen zu sehen.

»Ich weiß!« bestätigte der zweite. »Er ist wirklich zu einem Problem geworden.«

»Wie tief steckt er in der Sache?« fragte der Brillenträger.

»Zu tief, fürchte ich.«

Der Brillenträger schwieg. Es dauerte eine Weile, bis er wieder einen Laut von sich gab. Er war mit einem tiefen Seufzen verbunden. »Ich fürchte, wir müssen etwas tun, und zwar sehr schnell, mein Lieber.«

»Sie haben recht.«

Der Mann mit der Brille schüttelte den Kopf. Der Ton der Antwort hatte ihm nicht gefallen. »Was ist los mit Ihnen? Sie tun so, als wäre Ihnen die Suppe verhaselt.«

»Das ist sie nicht, aber mir ist auch nicht wohl bei der Sache. Ich habe Bedenken.«

»Warum?«

»Man kennt ihn. Er ist nicht irgendwer. Außerdem wurde er vom FBI angefordert.«

»Name?«

»Abe Douglas. Special Agent.«

Der Brillenträger winkte ab. »Ich werde das regeln. Für uns ist wichtig, dass dieser andere nicht redet. Wir können ihn natürlich nicht töten, zumindest nicht so locker. Aber es gibt andere Alternativen. Beendet sich nicht die Festung in unserem Besitz?«

»Zum Glück. Sie ist auch sehr wichtig. Einige der Probanden sind dort untergebracht.«

»Sehr gut. Auch normale Menschen?«

»Ja. Welche, die Schwierigkeiten machten.«

Der Brillenträger lächelte. »Dann ist ja alles in Ordnung. Sie sollten sich jetzt intensiv um das Problem Sinclair kümmern ... «



Es gab das Satansgrab nicht mehr. Und es gab auch nicht das Wesen, das sich dort eingenistet hatte. Kein Teufel, wie man hätte meinen können, sondern ein Wesen, dessen Dasein oder Leben irgendwo zwischen Mensch und Affe gelegen hatte. Eine neue Spezies. Genmanipuliert. Verändert. Und doch aus dem Ruder gelaufen, denn es hatte sich zu einem mehrfachen Mörder entwickelt und eben nur sein Versteck auf einem Friedhof gefunden, wobei es noch von drei jungen Leuten unterstützt worden war, von denen einer nicht mehr lebte und die beiden restlichen ihr Abenteuer so schnell nicht vergessen würden (siehe John Sinclair Nr. 1119: »Das Satansgrab«).

Abe Douglas und ich hatten die Mutation schließlich erledigen können, aber bei beiden von uns war keine Freude aufgekommen. Der G-Man Douglas sah das Problem nicht allein auf die Staaten beschränkt, sondern global.

»Überall arbeiten sie daran. Ob heimlich oder unheimlich, John!« erklärte er mir.

Er hatte es sich nicht nehmen lassen, mich zum Flughafen zu bringen. Ich war noch einen Tag und eine Nacht in New York geblieben. Hatte zwischendurch natürlich mit London telefoniert und einen Bericht abgegeben, der von meinem Chef, Sir James, recht verstört aufgenommen worden war. Dass die Dinge so laufen würden, daran hätte er nicht gedacht. Jedenfalls war er auf meinen mündlichen Bericht sehr gespannt.

Bis zum Start der Maschine hatten wir noch Zeit. Die vertrieben wir uns in einem Coffee Shop. Wir tranken Kaffee, aßen Kleingebäck dazu und brauchten nicht einmal leise zu sprechen, weil das Stimmengewirr um uns herum laut genug war.

»Ich sage dir was, John, es ist nicht das Ende, es ist der Anfang. Und ich bin abgestoppt worden. Man hat sich quer gestellt. Ich habe versucht, an Hintergründe zu gelangen. Nichts ist mir gelungen.«

»Wer hat das getan?«

Der FBI-Agent zuckte mit den Schultern. »Das kann ich dir nicht sagen. Ich weiß es nicht.« Dann deutete er gegen die Decke. »Da oben haben sie dicht gemacht. Ich bin außen vor. Hat man mir zu verstehen gegeben. Finger weg von gewissen Dingen.«

»Deine Chefs haben gemauert?«

»Genau.« Er grinste bissig. »Und das bestimmt nicht freiwillig, Alter. Da stecken andere dahinter.«

»Hast du einen Verdacht?«

Er prustete beim Ausatmen. »Verdacht? Was nutzt das schon? Das können viele sein. Verdammt viele sogar. Typen, die das Sagen haben und nach außen hin nicht in Erscheinung treten. Die eigentlich viel mächtiger als der Präsident sind und dabei eine verschworene Clique bilden. Die, die lauschen, die sich Informationen zuschieben, natürlich an anderen Organisationen vorbei, und die dann noch vorgeben, an die Sicherheit des Landes zu denken.« Er lächelte kantig. »Tja, mein lieber John, so ist das eben.«

»Sicherheit«, wiederholte ich.

»Genau.«

»Die National Security Agency? Die NSA?«

Abes Augen glänzten. »Ich sage nichts, John. Aber ich schüttle auch nicht den Kopf.«

»Ist schon klar«, stöhnte ich auf. »Ich kenne die verdamnte Truppe. Leider hatte ich mit denen schon zu tun. Damals ging es um eine UFO-Sache. Meiner Ansicht nach sind die Leute nicht besser als Killer. Sie haben nur andere Auftraggeber.«

»Die verdammt mächtig sind. Das habe ich erlebt. Nachdem wir die Mutation gekillt haben, ging nichts mehr. Mich hat man aus dem Verkehr gezogen, aber das weißt du selbst. Nachhaken war nicht drin. Wir haben ihn nicht mehr zu Gesicht bekommen. Er wurde abtransportiert und ist verschwunden. Weg damit.«

»Sie werden ihn verbrannt haben.«

»Erst nach einer Obduktion. Da gebe ich dir schon recht. Wie dem auch sei, es ist nicht mehr unser Problem.«

»Und das ärgert dich!«

Er blickte mich starr an. »Nicht nur das. Es frustriert mich. Es macht mich fertig. Ich komme mir wie abgestellt vor. Hier, du hast deine Pflicht und Schuldigkeit getan, und damit hat es sich. So und nicht anders sind die Dinge gelaufen. Wieder einmal an uns vorbei.«

»Was willst du unternehmen?«

Abe Douglas lachte mich an. »Unternehmen? John, ich bitte dich. Nichts, gar nichts. Das ist nicht möglich. Ich bin draußen. Ich darf mich wieder um meinen Job kümmern. Das andere ist vorbei, wenn auch nicht vergessen. Ich bin ein kleines Licht. Die großen Strahler sind andere, darauf kannst du dich verlassen. Sie sorgen für das richtige Licht in ihren Etagen.«

Ich lächelte ihn an. »Nimm es nicht so tragisch, Abe. Vielleicht ist es ganz gut, wenn wir nicht tiefer hineinriechen.«

»Meinst du das wirklich so?«

»Ja ... «

»Das glaube ich dir nicht, John. Du kochst innerlich. Du bist doch auch so ein Gerechtigkeitstyp, der alles richten will. Man lacht dich aus. Wir sind nicht stromlinienförmig genug. Aber gewisse Leute brauchen eben den Mainstream.«

»Die NSA?

»Genau die. Nur nichts fragen, nur nichts hinterfragen. Die haben schon ihre Matrix.«

»Hör auf. So schlimm ist es nicht.«

»Nein, aber das kann so kommen. Wer kontrolliert sie denn? Sie kontrollieren sich selbst, und sie verfügen dabei über wahnsinnige Geldmittel. Zudem haben sie ihr Netz über die ganze Welt gespannt. Internet, Telefon, Fax, irgendwo hören sie immer mit, und das kotzt mich an, John, echt.«

Er schüttelte den Kopf, und sein Gesicht zeigte dabei einen verbissenen Ausdruck. Ich dachte ja ähnlich wie er. Nur hatte ich mit derartigen Problemen noch nicht so viel zu tun gehabt. Um meine Fälle kümmerte sich nicht die NSA. Da waren wir doch mehr oder weniger auf uns allein gestellt, was ich gut fand.

Unsere Tassen waren längst leer. Als Abe nach einer Weile den Kopf hob, grinste er wieder so jugendlich, wie ich es von ihm gewohnt war. »Nimm es nicht so tragisch, John. Die Dinge werden sich auch wieder richten. Davon bin ich überzeugt.«

Das Thema war erledigt. Wir sprachen über andere Dinge. Ich erzählte von London und den Freunden dort, und dann wurde auch mein Flug aufgerufen.

Abe Douglas brachte mich noch bis zur Kontrolle. Mit meiner Waffe ging alles klar, und dann fiel mir auf, dass einer der Uniformierten nach rechts hin nickte, wo ein Mann stand, der eine schwarze Hose und ein helles Jackett trug.

Ich behielt das Bild, drehte mich noch einmal um, aber da war der Mann verschwunden. Ich sah nur einen winkenden Abe Douglas, der sich dann wegdrehte und ging.

Dass er wenig später von zwei Männern gestoppt wurde, entging mir ...



Ich hatte meinen Platz im Flieger eingenommen und es mir so bequem wie möglich gemacht. New York lag noch immer unter einer Glocke aus Hitze. Da kam mir die leichte Kühle schon sehr gelegen. Allerdings hatte ich meine Beretta beim Piloten abgeben müssen, und das wiederum hatte mir nicht so besonders gefallen. Ich wusste zwar, dass der Pilot der absolute Chef war, vergleichbar mit dem Kapitän auf einem Schiff, doch ohne Waffe fühlte ich mich unsicher. Gerade in diesem Fall. Einen konkreten Grund dafür konnte ich nicht angeben.

Es konnte natürlich an dem letzten Fall liegen. Das Satansgrab war kein Grab des Teufels gewesen, sondern das Versteck eines genmanipulierten Wesens.

Wir hatten es zerstören können, aber das war leider nicht das Ende gewesen. Vielleicht war es uns gelungen, einen Fuß zwischen die Tür zu stellen, ohne sie jedoch weiter aufschieben zu können. Es würde uns auch nicht gelingen. Dafür trugen andere Sorge. Leute, die sich im Hintergrund hielten, die überall lauerten, die möglicherweise sogar Fäden zogen und dafür sorgten, dass gewisse Dinge der Öffentlichkeit verborgen blieben.

Offiziell wurden Forschungen, die sich am Rande der Legalität bewegten, immer abgestritten. Daran allerdings glaubte niemand mehr. Im geheimen machte man weiter und möglicherweise auch mit staatlicher Billigung, denn ich hatte nicht vergessen, dass Abe Douglas den Namen NSA erwähnt hatte. Diese Organisation war so verdammt mächtig. Sie streckte ihre Fühler wie eine riesige Krake nach überall aus. Niemand konnte diesen Leuten entkommen, wenn sie es nicht wollten. Sie gaben nur Informationen frei, wenn sie es für richtig hielten. Ansonsten kochten sie ihre eigene Suppe.

Ich wusste nicht, ob ich mich darüber freuen sollte, wieder nach London zu fliegen. Auf der einen Seite schon, auf der anderen war meine Neugierde längst nicht gebremst worden. Dieser genmanipulierte Affe konnte durchaus ein Anfang sein. Da hätten mich schon die Hintergründe interessiert, doch man würde abblocken. Jedenfalls würde ich von London aus versuchen, gewisse Recherchen einzuleiten, auch wenn ich nicht viel Hoffnung auf einen Erfolg sah.

Ich hatte keinen Platz am Fenster bekommen und saß am Gang. Die Maschine würde voll werden. Die meisten Passagiere saßen schon. Nur noch wenige Nachzügler trafen ein. Zumeist

Geschäftsleute, die in London zu tun hatten.

Ich hatte mir vorgenommen, mich zu entspannen. Die Beine lang zu machen. Etwas Schlaf zu suchen. Die Gedanken wegtauchen zu lassen. Mit mir ganz allein bleiben. Versuchen, mich wieder auf den Job in London zu konzentrieren. Aber es ging nicht. Ich stand plötzlich wie unter einem gewaltigen innerlichen Druck. Da spielte bei mir das vegetative Nervensystem nicht mit.

Auf irgendeine Art und Weise fühlte ich mich überdreht. Ich nahm die Umgebung mehr als deutlich wahr und achtete dabei auf jedes Geräusch, auf jede Bewegung. Zwar fühlte ich mich nicht wie in einer Falle, aber ich verglich mich schon mit einem Menschen, der im Flugzeug saß und unter Flugangst litt.

Für mich war das kein normaler Flieger mehr. Ein Gefängnis, aus dem ich nicht herauskam. Eine mit zahlreichen Menschen besetzte Zelle, die leicht explodieren konnte.

Ich hasste mich selbst auf Grund dieser Gedanken. Andererseits wurde ich sie auch nicht los. Sie rotierten durch meinen Kopf. Alles nahm ich wie durch eine Brille mit scharfen Gläsern wahr.

Neben mir saß ein dicker Mann, der das Jackett seines gelben Anzugs abgestreift hatte. Auch er schwitzte. Nasse Flecken malten sich auf dem weißen Hemd ab. Immer öfter wischte er mit einem Tuch durch sein Gesicht und schnalzte manchmal. Er räusperte sich auch, atmete schwer und sprach mit sich selbst. Alles Dinge, die meine Nervosität zusätzlich steigerten.

Schon jetzt hatte die Maschine Verspätung. Wir hätten schon längst zur Startbahn rollen müssen. Statt dessen standen wir noch da wie festgebacken.

Auch die anderen Passagiere merkten, dass etwas nicht stimmte. Ich entnahm es ihren geflüsterten Unterhaltungen. Hin und wieder fing ich einige Wortfetzen auf, die ich allerdings rasch wieder vergaß. Bis mich mein Nachbar ansprach. »Hören Sie, wir hätten schon längst starten müssen, aber ... «

»Ich kenne den Grund nicht.«

»Ja, das dachte ich mir. War auch nur eine Frage. Ich habe nämlich einen dringenden Termin in London.«

»Der Pilot holt die Verspätung sicherlich auf.«

»Ja, das kann auch sein.«

Ich schloss die Augen und hoffte, dass es mein Nachbar sah. Für ein längeres Gespräch mit ihm hatte ich keine Lust. Leider musste ich ihn bis zur Landung ertragen.

Trotz der geschlossenen Augen spürte ich, dass jemand auf mich zukam. Ich wurde noch nicht angesprochen. Es war einfach nur das Gefühl, und als ich die Augen wieder öffnete, da stand die dunkelhäutige Flugbegleiterin vor mir, die so nett lächeln konnte.

»Pardon, Sir, aber ich muss Sie leider stören.«

»Tun Sie das.«

»Sie sind Mr. Sinclair?«

»Ja.«

»Darf ich Sie bitten, mit ins Cockpit zu kommen? Der Kapitän möchte Sie kurz sprechen.«

»Kann er mir das nicht hier sagen?«

»Ich denke nicht.«

»Na ja, wenn Sie meinen.« Ich zuckte die Achseln und schnallte mich los. Die Stewardess stand vor mir und lächelte. Andere Passagiere schauten zu. Ihren Blicken entnahm ich, dass sie mich für das Übel der Startverzögerung hielten, aber das interessierte mich nicht sonderlich.

Ich stand auf und ging hinter der Flugbegleiterin her. Natürlich war ich gespannt darauf, was gerade der Kapitän von mir wollte. Ich hatte ihn nicht einmal beim Einsteigen gesehen, und ich rechnete damit, dass er ebenfalls seine Anordnungen bekommen hatte. Vielleicht war meinem Freund Abe Douglas noch etwas eingefallen, das er mir unbedingt mitteilen wollte. Aber das schlechte Gefühl in mir hatte sich schon verstärkt, und das Misstrauen hatte sich längst in mir festgesetzt.

Die Flugbegleiterin gab mir den Weg zum Cockpit frei. Sie lächelt auch jetzt. Allerdings kam mir ihr Lächeln leicht verkrampft vor. Möglicherweise bildete ich es mir auch nur ein.

Wie jedes Cockpit war auch dieses recht klein. Mein Blick aber fiel nicht nur auf den Piloten oder den Copiloten. Viel wichtiger waren die beiden Männer, die sich dort ebenfalls aufhielten. Sie sagten nichts, sie sahen aber auch nicht harmlos aus, und plötzlich fühlte ich mich umzingelt, denn ich sah einen Mann im hellen Jackett und dunkler Hose, den ich bei der Kontrolle vor dem Einstieg in die Maschine entdeckt hatte. Ich erinnerte mich, dass einer der Uniformierten ihm zugewinkelt hatte. Für mich war dieser Typ nicht koscher.

Der Chefpilot übernahm trotzdem das Sagen. Er fühlte sich nicht wohl in seiner Haut, das war ihm anzusehen.

»Bitte, was ist der Grund meines Hierseins?« fragte ich.

»Entschuldigen Sie, Mr. Sinclair, aber die beiden Herren möchten etwas von Ihnen.«

»Danke.« Ich schaute sie an.

»Sie werden New York nicht verlassen«, sagte der Mann im hellen Jackett.

Mit etwas ähnlichem hatte ich gerechnet, zeigte mich aber trotzdem überrascht. »Können Sie mir einen Grund nennen, warum Sie mich nicht starten lassen?«

»Wir werden Ihnen alles erklären.«

»Sie wissen, wer ich bin?«

»Natürlich.«

»Darf ich fragen, wer Sie sind?«

»Es wird sich alles klären.«

Nichts würde sich klären, das wusste ich. Und ich wusste auch, dass diese beiden Typen nicht zu Abes Kollegen gehörten. Also kein FBI. Dafür eine andere Organisation.

NSA - National Security Agency. Für mich gab es keine andere Lösung, und ich konnte nicht sagen, dass mir dieses Wissen gefallen hätte, weil ich schon verdammt schlechte Erfahrungen mit dieser Gruppe gemacht hatte.

»Können wir das nicht hier erledigen?« fragte ich.

»Nein, es dauert länger.«

»Dann startet die Maschine ohne mich?«
»Sie haben es erfasst, Mr. Sinclair.«

Der zweite Mann trug einen dunklen Anzug. Er stand einfach nur da und schaute. Bei seinem breiten Mund glänzten die Lippen. Schweiß und Speichel hatten dort eine Schicht hinterlassen. Sein Haar war blond und sehr kurz geschnitten. Das war einer, den man auch in einen Wrestling-Ring stellen konnte.

Der Typ im hellen Jackett wirkte glatt und ölig. Er war um die 35 und besaß ein nichtssagendes Gesicht. Selbst die Augen wiesen kaum eine Farbe auf. Ebenso wie das Haar, das auf dem Kopf glanzlos nach hinten gekämmt war.

»Bitte, Mr. Sinclair, der Pilot möchte starten.«
»Natürlich.«

Ich ging mit den beiden. Zuletzt fiel mir das Gesicht der Flugbegleiterin auf, die mich ins Cockpit gebeten hatte. Sie lächelte nicht mehr. Es kam mir vor, als hätte sie Angst.

»Nehmen Sie seine Waffe an sich?« fragte der Kapitän.
»Ja, geben Sie her.«

So wie ich musste sich jemand fühlen, der zum Schafott geführt wurde ...



Es war alles vorbereitet. Auf dem Flugfeld wartete eine dunkle Limousine auf mich. Ich kam mir vor wie jemand, der in einem Film mitspielte, doch es war kein Film, sondern die harte Realität. Sie hatten mich geholt, und ich würde ihnen nicht entkommen.

Ich musste mich nach hinten setzen. Zusammen mit den beiden Abholern, die mich in die Mitte nahmen. Gelenkt wurde das Fahrzeug von einem Typen, den ich nur von hinten sah. Er sprach auch kein Wort und fuhr an, sobald die Türen geschlossen waren.

Wohin wir rollten, wusste ich nicht. Zunächst einmal glitten wir seidenweich auf ein großes Gebäude zu, über dem soeben ein Flugzeug zur Landung einschwebte. Hinein in den Wagen konnte wegen der getönten Scheiben niemand sehen. Ich schaute nach draußen, während meine Hände auf den Knien lagen.

Man hatte mich geholt und abgeführt wie einen Gefangenen, und genau das traf zu. Ich war ein Gefangener. Da spielte es keine Rolle, welchem Beruf ich nachging. Wenn es um höhere Dinge von staatspolitischer Bedeutung ging, war alles andere Nebensache. Hier galten eben andere Gesetze.

So weich wie der Wagen gefahren worden war, so stoppte er auch. Allerdings nicht im Freien. Wir waren durch ein weit geöffnetes Tor in einen Bau hineingefahren, der mir vorkam wie eine offene Garage. Hinter uns fiel die Tür wieder zu.

Da es genügend Licht gab, brauchte der Fahrer die Scheinwerfer nicht einzuschalten. Vor einer Treppe, die hoch zu einem Podest führte, stoppte der Mann.

»Und jetzt?« fragte ich.
»Aussteigen.«

Ich wehrte mich nicht, sah aber, dass der Typ im dunklen Anzug eine Waffe zog, als ich den Wagen verließ. Auch der im hellen Jackett hielt eine Kanone in der Hand. Ich fand es nicht spannend, dass es sich dabei um meine Beretta handelte.

Ich trat auf den glatten Boden und drehte mich um.

»Gehen Sie zur Treppe«, sagte der Typ im hellen Jackett.
»Und dann?«
»Gehen Sie schon.«

Mir blieb nichts anderes übrig, als zu gehorchen. Die Stufen lagen schnell hinter mir. Man öffnete mir eine Tür, hinter der ein kahler Flur lag. Eine Tür sah ich erst an dessen Ende. Ich durfte sie öffnen und gelangte in einen halbdunklen Raum, in dem sich die Umrisse eines Schreibtisches und eines Stuhls abzeichneten. Auf dem Stuhl fand ich meinen Platz.

Rechts und links wurde ich flankiert. Meine beiden Bewacher sprachen kein einziges Wort. Sie strahlten eine gewisse Kälte aus.

Noch war kein Wort gesprochen worden. Jetzt merkte ich auch, dass wir drei nicht die einzigen waren, die sich hier aufhielten. Vor mir, wo auch der Schreibtisch stand, zeichnete sich eine Gestalt ab. Beim Eintreten hatte ich den Mann nicht gesehen. Da sich meine Augen besser an das Zwielicht gewöhnt hatten, fiel er mir auf. Zu erkennen gab er sich nicht, denn plötzlich schaltete er eine Lampe ein, deren Lichtstrahl direkt auf mich zielte und mich so blendete, dass ich von dem anderen nichts sehen konnte.

»Sie sind Mr. Sinclair.« Als der Mann redete, wurde ich an einen sprechenden Roboter erinnert.

»Ja, das bin ich. Und ich will, verdammt noch mal, wissen, weshalb Sie mich aus der Maschine haben entführen lassen. Denn nichts anderes ist es gewesen.«

Mein Tonfall gefiel dem Kerl im hellen Jackett nicht. »Reißen Sie sich zusammen, Sinclair.«
»Klar, ich weiß. Ihr habt die besten Chancen. Immer gegen einen Einzelnen.

»Regen Sie sich nicht auf! « hörte ich die Stimme vom, Schreibtisch her. »Manchmal müssen gewisse Handlungen getätigt werden, wenn damit andere Taten gedeckt werden können. Ich weiß, wer Sie sind, Mr. Sinclair. Wir kennen hier alle Ihre großen Verdienste, und Sie hätten auch nie mit uns Schwierigkeiten bekommen, wenn sich gewisse Dinge nicht so dringend dargestellt hätten.«

»Was habe ich Ihnen getan?«
»Sie waren zur falschen Zeit am falschen Ort!«
»Meinen Sie damit das Satansgrab?«
»Was sonst?«
»Und damit auch die Kreatur?«
»Genau.«

»Was hätte ich tun sollen? Es war ein Killer. Es war jemand, der weder zu den Menschen zählte noch zu den Affen. Wäre er durch uns nicht erledigt worden, dann hätte er immer weiter getötet, und ich kann mir vorstellen, dass Sie das auch wissen.«

»Ja, das kann ich.«
»Dann tragen Sie die Verantwortung.«

Ich hörte den Kerl hinter der Lampe seufzen. »So kann man es durchaus sehen, Mr. Sinclair. Auch ich fühle mich nicht wohl in meiner Haut, das müssen Sie mir einfach glauben. Aber wir alle sind Menschen, und Menschen machen Fehler. Ich will es Ihnen erklären. Was Sie dort getötet haben, das darf es offiziell nicht geben. Wenn mich jemand danach fragt, würde ich es immer abstreiten ... «

»Ist es ein misslungenes Experiment gewesen?« fragte ich dazwischen.

»Nein, nicht direkt misslungen. Uns ist etwas misslungen, Mr. Sinclair. Das Wesen hat sich leider befreien können, und das war nicht im Sinne des Erfinders. Es hätte sich auf keinen Fall in der Öffentlichkeit zeigen dürfen. Das ist leider geschehen, und zwar auf eine Art und Weise, die keinem gefallen kann. Wir sind nicht in der Lage gewesen, es rückgängig zu machen. Für Sie war es ein unglücklicher Zustand, dass Sie involviert wurden, und deshalb müssen Sie auch die Konsequenzen tragen, so leid es mir tut.«

»Dann lassen Sie mich laufen«, sagte ich.
»Nein!«

Ein Wort nur. Eine klare und verdammt harte Antwort. Ich hatte auch keine andere erwartet. Leider war ich hier auf ein Geheimnis gestoßen, das gewisse Kreise unter der Decke halten wollten. Jetzt war ich informiert, und mein Freund Abe Douglas war es ebenfalls. Diese Kreise würden alles daran setzen, dass dies auch so blieb. Und so mussten Zeugen aus dem Verkehr gezogen werden. Dabei spielte es keine Rolle, wer die Zeugen waren und welchen Beruf sie hatten. Meine Lage sah nicht eben rosig aus.

»Was haben Sie mit mir vor?« fragte ich. »Wollen Sie mich erschießen?«

»Es wäre eine Möglichkeit«, erklärte der Mann hinter der Lampe. »Wir haben auch darüber nachgedacht, doch davon möchten wir absehen. Wir werden Sie aus dem Verkehr ziehen müssen, Mr. Sinclair. Wie lange das sein wird, kann ich Ihnen nicht sagen. Zunächst müssen wir einige Dinge richten und auch warten, bis Gras darüber gewachsen ist. Mehr kann ich Ihnen leider nicht sagen.«

»Sie ziehen mich aus dem Verkehr?«

»Ja.«

»Ich komme nicht nach London zurück?«

»Zumindest vorläufig nicht.«

»Sie wissen, wer ich bin?«

»Leider, Mr. Sinclair. Das macht die Sache noch komplizierter. Aber es gibt für uns keinen anderen Weg. So und nicht anders muss gehandelt werden. Wir stehen in zwei verschiedenen Lagern. Nur haben wir die stärkere Position.«

»Scotland Yard wird sich mit Ihrer Lösung sicherlich nicht zufrieden geben!«

»Das ist natürlich ein Problem, doch ich bin mir sicher, dass wir auch da eine Lösung finden werden. Wenn die Sicherheit eines Landes auf dem Spiel steht, müssen andere Dinge zurücktreten. Das ist nun mal so, Mr. Sinclair, daran kann man nichts ändern, und das wissen Sie selbst. Wenn ich es recht betrachte, haben Sie unserem Land sogar einen Dienst erwiesen, aber wir können Ihnen nicht dankbar dafür sein. Es sind einfach die Sachzwänge, die mich so handeln lassen. Ich muss mich ihnen unterwerfen, Mr. Sinclair.«

»Was genau haben Sie mit mir vor?«

»Sie werden einen Platz in der Festung finden.«

Ich erschrak, wollte es aber nicht zu deutlich zeigen und schüttelte den Kopf. »In der Festung? Habe ich recht gehört?«

»Wir nennen es auch Sanatorium.«

»Kann ich davon ausgehen, dass dieses Sanatorium ausbruchsicher ist?«

»Das ohne Zweifel.«

»Und wie lange soll ich dort bleiben?«

»Ich würde es Ihnen gern sagen, aber es ist nicht möglich. Sie müssen abwarten.«

Ja - abwarten. Ich wunderte mich über mich selbst, wie ruhig ich noch auf dem Stuhl saß. Durch meinen Kopf schwirrten irre Gedankenströme. Sie waren wie Blitze, die immer wieder einschlugen und das Innere meines Kopfes zermartern wollten. Ich wäre am liebsten aufgesprungen und hätte mir diesen Typen hinter dem Schreibtisch geholt. Leider gab es da noch die beiden anderen. Sie waren wie Wächter. Eine falsche Bewegung, und ich war erledigt.

Die Festung, das Sanatorium. Klar, so etwas gab es. Wenn man Leute nicht töten wollte, konnte man sie verschwinden lassen. Für Monate, Jahre oder für immer. Der NSA standen da alle Möglichkeiten offen. Ich war dann aus dem Verkehr gezogen. Niemand - abgesehen von einigen wenigen Eingeweihten - würde wissen, in welche Festung man mich gesteckt hatte.

Mir war der kalte Schweiß ausgebrochen. Ich bekam es mit der Angst zu tun. Mit großer Mühe gelang es mir, die nächsten Worte normal klingen zu lassen. »Sie können mich nicht lebendig begraben, Mister. Auch Ihnen sind Grenzen gesetzt. Das mögen Sie und Ihre Organisation anders sehen, ich habe da meine eigene Meinung. Man wird nachforschen, und man wird auch etwas finden. Spurlos kann kein Mensch verschwinden. Zumindest keiner wie ich. Das soll nicht angeberisch klingen, aber Sie selbst kennen meinen Hintergrund.«

»Sie brauchen mir nichts zu sagen. Auch ich fühle mich nicht wohl, doch das Schicksal hat anders entschieden.«

»Lebendig begraben. Etwas anderes ist es nicht. Ihr Sanatorium ist ein riesiges Grab.«

»Manche nennen es so.«

»Wen werde ich dort treffen?«

»Lassen Sie sich überraschen. Es ist übrigens nicht sehr weit von hier. Jedenfalls werde ich Sie nicht vergessen. Ich bleibe am Ball. Möglicherweise wird sich später eine Lösung ergeben.«

»Wollen Sie mich nicht lieber erschießen?«

»Nein. Nur wenn es sein müsste.«

»Sie wissen, dass ich nicht Ihr einziger Zeuge bin.«

»Da haben Sie recht. Ich denke, dass sich Abe Douglas ebenfalls nicht weigern wird. Er kann es nicht. Gerade als Mitglied seiner Truppe ist er besonderen Gesetzen verpflichtet.« Er räusperte sich. »Dann darf ich mich jetzt von Ihnen verabschieden, Mr. Sinclair.«

Ich hörte, wie er seinen Stuhl zurückschob, und danach sah ich, wie er aufstand. Es war das Zeichen für meine beiden Aufpasser. Der Kerl im dunklen Anzug bewegte sich blitzschnell. Ich spürte noch den Luftzug, dann traf mich der Schlag in den Nacken.

Noch im Sitzen brach ich zusammen. Wurde nicht bewusstlos, kämpfte auch dagegen an. Doch dann spürte ich den Stich der Nadel. Etwas wurde mir in den Körper gepumpt. Urplötzlich verlangsamten sich meine Bewegungen. Ich hatte das Gefühl, zu zerfließen und zugleich wegzuschwimmen. Irgend wohin. Raus aus dieser Welt. Hinein in eine andere Sphäre, und wie durch einen dicken Filter gedämpft hörte ich die letzten Worte des mir unbekannten Mannes.

»Schafft ihn weg ... «



Es gab das Gefühl für Zeit nicht mehr! Ich wusste nicht, wo ich war, wer mich weggebracht hatte. Ich war kein Mensch mehr. Ich war einfach nur ein Ding, das zwischen gewissen Zuständen schwebte.

Manchmal lichtete sich der dicke Nebel. Da erlebte ich dann die Erinnerungen wie Bilder, die kurz aufflammt, um danach rasch wieder zu verschwinden.

Man hatte mich mit einem Fahrzeug weggeschafft. Man hatte mich ausgeladen und mich irgendwohin getragen. Danach hatte man mich abgelegt. Ich war geduscht worden. Man hatte mich angesprochen, aber ich wusste nicht, ob es mir gelungen war, eine Antwort zu geben. Die Vergangenheit war im dichten Nebel verschwunden.

Gegessen und getrunken hatte ich auch. Mehrmals sogar. Aber es war mir nicht gelungen, dies alles normal zu erleben. Ich war jemand, an dem alles vorbeilief.

Dann hatte ich auch Stimmen gehört und die Worte nicht vergessen. Es war davon gesprochen worden, dass ich jetzt endlich reif für das Gegenmittel wäre. Das war mir auch gespritzt worden, und allmählich hatte ich wieder zu mir selbst gefunden.

Aus einer Person, mit der man hatte machen können, was man wollte, war wieder John Sinclair geworden.

Aber nicht mehr der gleiche. Ab jetzt gab es einen John Sinclair, der hinter dicken Mauern lebendig begraben war.

Ich lag nicht in einem Sarg, sondern auf einem Bett, dessen Unterlage sogar recht weich war. Dabei lag ich auf dem Rücken, und wenn ich die Augen öffnete, schaute ich auf eine helle Decke. Sie bildete ein kleines Viereck und war ebenso groß wie der Boden meines neuen Zuhauses. Es war eine Zelle.

Es gab auch ein Fenster. Und es gab Gitter davor! So hielt man Gefangene oder Menschen, die man aus bestimmten Gründen aus dem Verkehr ziehen wollte.

Natürlich kam mir alles wieder in den Sinn. Der Mann hinter dem Schreibtisch hatte mir meine Zukunft erklärt, und er hatte, verdammt noch mal, Wort gehalten. Ich saß fest, ich war gefangen, ich war lebendig begraben. Man hatte mich geholt, und man hatte es geschafft, mich auszuschalten. Einfach so. Es gab kein Zurück. Zwar besaß meine Zelle eine Tür, aber ich wusste, dass sie abgeschlossen war. Da brauchte ich erst gar keinen Versuch zu starten. Es war alles perfekt organisiert worden.

Ein Sanatorium ...

Fast hätte ich gelacht, aber danach war mir nicht zumute. Ich wusste auch nicht, wie lange ich hier schon lag, aber ich war sicher, dass man mich in London vermisste und man dort alles tun würde, um meinen Aufenthaltsort herauszufinden.

Aber war das überhaupt möglich?

Nein. Nicht wenn die NSA ihre Hand darauf hielt. Sie würde alles abschotten. Für sie arbeiteten mächtige Verbündete. Sie war der Faktor im Hintergrund in den USA. Wer sich mit ihr anlegte, der hatte verloren. Das hatten auch oft genug Politiker zu spüren bekommen. Für mich war sie in meiner Lage die wahre Macht im Staate.

Hunger oder Durst verspürte ich nicht. Ich fühlte mich auch nicht schwach und richtete mich normal und ohne Schwindel auf. Auf der Kante der Matratze blieb ich sitzen und schaute mich um.

Es war keine Zelle wie in einem Gefängnis, abgesehen von dem vergitterten Fenster. Ansonsten fiel mir die Sauberkeit auf. Nicht nur an den Wänden, auch auf dem Fußboden. Das Bett war ebenfalls sauber, und die Wände hatte man mit einer hellen Farbe gestrichen, die matt glänzte. Der Boden bestand aus glatten Steinen. Es gab noch eine zweite Tür, auf die ich natürlich zuging. In meiner Lage war ich vorsichtig, aber das Gegenmittel war perfekt gewesen. Ich fühlte mich frisch und ausgeruht. Man hatte mir sogar meine Kleidung gelassen, die nicht einmal zerknittert aussah, als wäre sie zwischendurch gebügelt worden.

Neben der zweiten Tür stand meine Reisetasche. Ich durchsuchte sie schnell und fand heraus, dass nichts fehlte. Sie war nur durchwühlt worden. Das Kreuz hatte man mir auch nicht abgenommen. Allerdings musste ich auf die Beretta verzichten.

Ich versuchte es bei der zweiten Tür. Sie war offen.

Mein Blick fiel in ein kleines, aber sehr sauberes Bad. Eine Toilette, eine Dusche. Sogar Seife, Duschgel und Haarwaschmittel waren vorhanden. Man legte hier Wert auf sehr saubere Gefangene, das war mir jetzt klargeworden.

Ob man mich beobachtete, wusste ich nicht. Dazu brauchte man heute keine normalen Kameras mehr. Es gab welche, deren Auge kleiner als ein Knopf war, und man konnte sie überall anbringen.

Da die Umgebung recht ansprechend aussah, war auch meine Laune etwas gestiegen. Allerdings blieb bei mir die Tatsache des Gefangenseins, und daran würde ich mich nicht gewöhnen können.

Ich zog die schmalere Tür wieder zu und ging zum Fenster. Die Lücken zwischen den Stäben waren breit genug, um einen Blick nach draußen zu gestatten. Ich zog das Fenster auf und konnte bequem in die Freiheit schauen, ohne mich auf die Zehenspitzen stellen zu müssen.

Ich war in einen Raum in den höheren Etagen des »Sanatoriums« untergebracht worden und hatte von hier aus wirklich einen sagenhaften Blick. Für ihn musste man in einem Hotel recht viel bezahlen, denn meine Sicht ging weit hinaus über die Klippen hinweg bis hin zum Meer, dessen Wellen ständig gegen die Küste anrollten. Ich hörte das Rauschen des Wassers und sah einen sehr weiten, kaum von Wolken bedeckten Himmel hoch über dem Bau, der die absolute Freiheit versprach. Allerdings nur den Vögeln, die dort ihre Bahnen zogen, oder dem einsamen Flugzeug, auf dessen Außenhaut sich das Sonnenlicht brach.

Ein Bild von Freiheit und auch Wildheit, das mir in meiner Lage schon wie eine Folter vorkam.

Ich schloss das Fenster wieder und drückte den Riegel nach unten. Es gab leider keinen Tisch und keinen Stuhl im Zimmer. So musste ich mich wieder auf die Bettkante setzen. Aber ich fühlte mich nicht so ganz verlassen, denn ich besaß mein Kreuz noch, das leicht gegen meine Brust drückte. Das wiederum gab mir so etwas wie ein gutes Gefühl in diesem Dilemma.

Ich strich mit den Fingern über das Metall hinweg. Erwärmt hatte es sich nicht. Allerdings stellte ich mir die Frage, weshalb man es mir nicht abgenommen hatte. Kannte man seine Funktion nicht? Das wollte ich nicht glauben. Es war eher wahrscheinlich, dass man mir den Talisman bewusst gelassen hatte, als sollte ich noch für andere Kastanien aus dem Feuer holen.

Endlich kam mir der Gedanke, auf die Uhr zu schauen. Dass es Nachmittag war, interessierte mich in diesem Augenblick nicht. Viel wichtiger war der Blick auf die Datumsanzeige. Sie zeigte mir, dass ich hier bereits den gestrigen Tag und auch die Nacht gelegen hatte. Zwischendurch hatte man die Untersuchungen mit mir angestellt.

Einen Tag und eine Nacht!

Eigentlich hätte ich längst in London sein müssen. Es gab keine Nachricht von mir. Suko, Sir James und all meine anderen Freunde würden sich Sorgen machen. Bestimmt waren die Telefondrähte zwischen New York und London heißgelaufen. Doch an wen hätte sich Sir James wenden sollen? Er würde kaum einen Ansprechpartner finden, davon ging ich einfach aus. Niemand würde ihm Antwort geben.

Was konnten sie tun?

Sie würden die Hände nicht in den Schoß legen. Sir James war keiner, der sich die Butter vom Brot nehmen ließ. Er würde Gegenmaßnahmen ergreifen, und zudem gehörte er zu den Menschen, die keine Angst vor irgendwelchen Organisationen zeigten. So gut kannte ich ihn. Deshalb lag meine Hoffnung auch nicht in Höhe des Nullpunkts.

Ich wunderte mich auch weiterhin über die Ruhe. Keine Stimmen, keine Geräusche, die aus dem Sanatorium selbst geklungen wären. Es war alles so verdammt still. Als hätte man mich hier allein eingesperrt. Möglich war alles. Dazu hatte ich schon zuviel in meiner Laufbahn erlebt.

Auf dem Bett hielt ich es auch nicht mehr aus. Ich stand auf und ging auf die normale Tür zu. Sie war insofern normal, als dass sie eine Klinke besaß, die sich auch bewegen ließ. Nicht nur das, auch die Tür ließ sich bewegen.

Zuerst wollte ich es nicht glauben. Ich erschrak so sehr, dass mir tatsächlich das Blut in den Kopf stieg. Aber es stimmte. Ich konnte die Tür tatsächlich aufziehen.

Genau das tat ich auch ...



»John ist nicht gelandet«, sagte Glenda.

»Ja, ja, ja ... « Suko hatte die Antwort gegeben. »Du kannst noch zehnmal fragen, es bleibt bei der Antwort. Ich bin am Flughafen gewesen, um ihn abzuholen, aber es hat sich kein John Sinclair in der Maschine befunden, und eine Nachricht haben wir auch nicht bekommen.«

»Hast du es noch mal bei Abe Douglas versucht?«

Suko winkte ab. »Sicher. Doch er ist nicht zu erreichen.«

»Mit wem hast du gesprochen?«

»Mit Kollegen. Aber die wissen auch nichts. Oder sie wollen nichts wissen. Abe Douglas befindet sich auf einem Einsatz, mehr sagen sie nicht. Angeblich wissen sie nicht, wo er sich aufhält. Scheint eine geheime Sache zu sein.«

Glenda setzte sich auf den Stuhl, der eigentlich Johns Platz war.

»Und was ist jetzt?« fragte sie.

Der Inspektor zuckte mit den Schultern. Sein Gesicht hatte einen verbissenen Ausdruck angenommen. »Ich weiß es nicht, was jetzt ist«, sagte er mit leiser Stimme. »Wir können zunächst nur warten, dass trotz allem etwas geschieht.«

Glenda Perkins nagte an der Unterlippe. »Warum ist er denn überhaupt in die Staaten geflogen?«

Suko runzelte die Stirn. »Abe Douglas hat ihn geholt. Eine komplizierte Sache, über die ich leider nicht informiert bin. Angeblich ging es um ein Satansgrab, um einen bizarren Mörder, mit dem das FBI nicht zurechtkam.«

»Ein Fall für ihn?«

»So sah es aus.«

»Was weißt du noch?«

»Nichts - leider.«

»Und Sir James?«

Wieder konnte Suko nur die Achseln zucken. »Ich habe mit ihm noch nicht sprechen können.«

»Aber er weiß, dass John überfällig ist?«

»Das denke ich schon.«

Glenda schaute auf den Schreibtisch. Sie flüsterte: »Was, zum Henker, können wir tun?«

»Darauf warten, dass sich John meldet.«

»Das ist dir genug?«

»Nein, natürlich nicht. Ich brauche Abe Douglas als Informanten, aber ich bekomme ihn nicht. Ich weiß nur, dass die beiden den Fall so gut wie gelöst haben und John zurückkehren wollte. Er ist aber nicht gelandet, und es ist auch keine Maschine über dem Atlantik abgestürzt. So, jetzt bist du an der Reihe.«

»Ich muss passen.«

»Dito.«

Glenda räusperte sich. Sie nagte an ihrer Unterlippe. Das tat sie immer, wenn ihr etwas suspekt war. »Dann müssen wir also hier sitzen, ohne etwas unternehmen zu können, auch wenn John in der Tinte stecken könnte.«

»Denkst du daran, dass mir so etwas gefallen würde?«

»Bestimmt nicht.«

Suko ballte die Hände zu Fäusten. »Es wird geblockt«, sagte er. »Einfach geblockt.«

»Und wer tut das?« flüsterte Glenda.

»Beide Seiten. Die offizielle und auch die inoffizielle. So jedenfalls sehe ich es.«

»Dann muss es ein verdammt heißes Ei gewesen sein, das John da ausgebuddelt hat.«

»Und ob.«

Beide kamen sich nutzlos vor. Sie brauchten sich nur anzusehen, um es zu begreifen. Einen derartigen Tag hatten sie lange nicht mehr erlebt, doch tun konnten sie nichts. Sie saßen hier, und es waren ihnen die Hände gebunden.

Die große Hitze hatte sich vorerst aus London zurückgezogen. Ein starker Nordwind hatte die Temperaturen wieder fallen lassen, und so konnten die Menschen aufatmen. Es regnete leicht, und in der vergangenen Nacht hatten es geblitzt und gedonnert. Da war ein regelrechtes Unwetter über den Großraum London niedergegangen. Keller und Tiefgaragen waren mit Wasser vollgelaufen, und der graue Dunst vor den Scheiben entsprach farblich genau der Stimmung der beiden, deren Büro sich in einen Schattenkäfig verwandelt hatte.

»Ich sehe nur die Möglichkeit, dass wir mit Sir James reden«, sagte Glenda schließlich.

»Ist er denn da?«

»Ich denke schon. Ich weiß allerdings nicht, wo er sich herumgetrieben hat. Er müsste in seinem Büro sein. Ich kann ja mal anrufen und anfragen, ob er ... «

Das Telefonat konnte sich Glenda sparen, denn es war Sir James, der anrief. Suko, der abgenommen und sich gemeldet hatte, stellte danach sofort eine Frage. »Wissen Sie Neues über John?«

»Darüber wollte ich mit Ihnen reden. Bitte, kommen Sie in mein Büro.«

»Gut, Sir. Soll ich Glenda mitbringen?«

»Ja, das wäre von Vorteil.«

»Wir sind schon auf dem Weg.«

Sie brauchten auch nicht zu klopfen. Sir James hatte die Tür bereits geöffnet. Wie immer saß er hinter seinem Schreibtisch, und Glenda schaute sofort auf sein Gesicht. So versuchte sie, die Stimmung des Superintendenten zu erfahren.

Sir James sah nachdenklich und leicht verbissen aus. Er grübelte über etwas nach, aber er bot den beiden zunächst Plätze an. Erst als sich Glenda und Suko gesetzt hatten, übernahm er das Wort. »Sie können sich denken, weshalb ich Sie hergebeten habe. Es geht um John, der eigentlich längst hier in London hätte sein müssen.« Sir James schaute auf seine Hände. »Er ist es aber nicht. Auch mit anderen Maschinen kam er nicht.«

Sir James strich mit einer Handfläche über das schmale Aufnahmegerät vor ihm auf dem Schreibtisch. »Sie können sich vorstellen, dass ich einiges in Bewegung gesetzt habe, um etwas über ihn zu erfahren. Ich habe telefoniert, Faxe geschickt, und das nicht eben an die unteren Chargen. Man gab mir keine Antwort oder wollte mir keine geben. Sobald der Name John Sinclair fiel, wurde geblockt. Die Gründe kenne ich nicht, aber John scheint spurlos verschwunden zu sein. Als wäre er tot, woran wir alle nicht glauben wollen.«

»Dann gibt es also nichts?« fragte Suko.

Sir James räusperte sich. »Doch, es gibt etwas. Ein Telefonat, das in der Zentrale eintraf. Sie wissen, dass dort jeder Anruf mitgeschnitten wird, und das ist auch bei diesem hier geschehen. Ich lasse jetzt den Mitschnitt ablaufen.«

Sir James drückte auf eine Taste, und das Band setzte sich in Bewegung. Es vergingen einige Sekunden, bevor die Stimme aufklang. Glenda Perkins und Suko saßen wie festgenagelt auf ihren Stühlen und hielten die Ohren gespitzt.

John sprach schnell. Wie jemand, der unter großem Druck steht. »Ich kann die Maschine nicht nehmen. Es haben sich Komplikationen ergeben. Wir müssen noch nachhaken. Ich melde mich wieder.« Kein Wort mehr. Aus und vorbei.

Glenda und Suko saßen weiterhin starr. Keiner traute sich, eine Frage zu stellen, bis Suko darum bat, das Band noch einmal laufen zu lassen.

Sir James hatte es mittlerweile zurückgespult, und wieder hörten sie die Aussage, mit der sie kaum etwas anfangen konnten. Sie war banal und mehr eine Ausrede als eine Aussage.

»Nun?« fragte der Superintendent.

Glenda schüttelte den Kopf. »Das ist nicht seine Art«, flüsterte sie. »Nein, nicht so.«

»Es kann sein, dass er unter Druck gestanden hat.«

»Ja, schon, aber- . . .« Sie wusste auch nicht weiter und warf Suko einen hilfesuchenden Blick zu.

Der Inspektor hatte sich bisher zurückgehalten. Auch jetzt schaute er grübelnd auf seine Knie, aber er wusste auch, dass er gefordert war. »Könnte es sein, dass sich Johns Stimme sehr verändert hat? Ebenso wie seine Wortwahl. Ich kenne ihn einige Jahre und glaube nicht, dass er uns mit derartigen Worten eine Nachricht hinterlassen würde.«

»Gut, Suko«, sagte Sir James. »Was folgern Sie daraus?«

»Dass John nicht selbst diesen Anruf getätigt hat. Sie haben einen Stimmenimitator genommen.«

»Ausgezeichnet«, lobte Sir James.

»Sie denken auch so?«

»Inzwischen schon.« Er lehnte sich zurück und schaute auf das kleine Gerät. »Ganz sicher bin ich mir nicht gewesen. Aber jetzt, wo Sie es sagen, kann ich nur zustimmen. Ich denke, dass uns nicht der echte John Sinclair die Nachricht übermittelt hat. Es ist eine Finte gewesen, die uns in Sicherheit wiegen sollte. Und eine verdammt schlechte dazu.« Er war wütend, und das verbarg er nicht. »Man hat uns hier für dumm verkaufen und beruhigen wollen. Verflucht noch mal, halten uns die Amis denn für Idioten? So dämlich können sie nicht sein.«

Es war schon außergewöhnlich, Sir James in einer derartigen Stimmung zu erleben. Normalerweise hielt er sich zurück. In diesem Fall jedoch sah er die Dinge anders. Er fühlte sich von der anderen Seite an der Nase herumgeführt. Von Leuten, die sich für den Nabel der Welt hielten. Bei ihm brachen des öfteren die Animositäten zwischen Engländern und Amerikanern durch.

»Aber wer ist so dämlich?« fragte Glenda. »Wer will uns da für dumm verkaufen?«

»Ich habe keine Ahnung«, gab Sir James zu. »Aber ich habe telefoniert und mich mit verschiedenen Stellen verbinden lassen. Dabei stieß ich immer auf taube Ohren. Man wusste nichts, und man wollte auch nichts wissen. So jedenfalls ist es mir vorgekommen.«

Suko stellte die nächste Frage. »Wissen Sie überhaupt genau, weshalb John nach New York gerufen wurde?«

»Abe Douglas bat um Amtshilfe. Es ging um einen Killer, der seiner Ansicht nach nicht menschlich war, und es ging auch um ein Satansgrab auf einem Friedhof. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen.«

»John hat den Fall abgeschlossen.«

»Stimmt.«

»Sie haben mit ihm gesprochen?«

Sir James nickte. »Das habe ich. Leider hat er sich nicht ausgelassen. Er wollte ja so schnell wie möglich wieder zurück nach London fliegen und alles berichten.«

»Dann wissen Sie nichts?«

»Nein. Oder nur wenig.« Er atmete scharf durch die Nase. »Es hat sich wohl als Irrtum herausgestellt, was dieses Satansgrab angeht. Der Teufel stand dabei nicht im Vordergrund, behaupte ich mal. Es ging um etwas anderes. Um etwas sehr Gefährliches, noch gefährlicher als das, was sich John und der Kollege Douglas gedacht haben.«

»Was ist denn noch schlimmer?« flüsterte Glenda.

»Forschungen. John deutete so etwas an. Der Begriff Genmanipulation ist leider in aller Mund. Ich muss Ihnen beiden nicht erklären, dass es gewisse Spezialisten gibt, die daran arbeiten. Sehr offen, was Lebensmittel angeht, aber auch im geheimen. Und da wird John ein Fenster aufgestoßen haben. Dieser Killer muss ein genmanipuliertes Wesen gewesen sein. Warum es freikam, wissen die Götter oder diejenigen, die es freigelassen haben. Ich gehe davon aus, dass man mit allen legalen und illegalen Mitteln versucht, nichts an die Öffentlichkeit dringen zu lassen. Es wird alles unter der Decke gehalten. Wer trotzdem etwas erfährt, wird zum Schweigen gebracht.«

»Ausgeschaltet?« hauchte Glenda.

Sir James hob die Schultern. »Wie auch immer. Ich kann mir nicht vorstellen, dass sie es so weit treiben und John töten. Aber sie haben andere Möglichkeiten.«

»Wer ist das?« wollte Glenda wissen.

»Da können wir nur raten. Doch ich traue einer bestimmten Organisation alles zu.«

»Die NSA«, sagte Suko.

»Richtig.«

»Hatten wir damit nicht mal zu tun?« flüsterte Glenda. »Ich meine, als es um die UFO's und die Psychonauten ging?«

»Hatten wir!« bestätigte Suko. »Und die Erinnerung daran ist nicht eben rosig.«

»Sie decken alles ab. Was nicht an die Öffentlichkeit geraten soll, das wird auch niemand erfahren«, erklärte Sir James. »Auch ich bin aufgelaufen.«

»Aber da war doch noch Abe Douglas«, sagte Glenda.

»Genau.«

»Hat man ihn auch aus dem Verkehr gezogen?«

Sir James hob die Schultern. »Er ist FBI-Mann. So einfach wird das nicht sein. Es ist möglich, dass er vergattert wurde und mehr nicht. Zugleich könnte Mr. Douglas unsere Chance sein. Oder eine Chance für Sie, Suko.«

»Wie meinen Sie das?«

»Fliegen Sie nach New York. Aber nehmen Sie einen kleinen Umweg. Über Kanada und von dort mit dem Wagen. Ich kann mir vorstellen, dass man gewisse Flughäfen in den Staaten überwacht. Versuchen Sie in New York an Abe Douglas heranzukommen. Heimlich, wie undercover. Einen anderen Rat kann ich Ihnen nicht geben. Ich werde von hier aus versuchen, die Wand des Schweigens zu durchbrechen, und ich werde auch den Premierminister einschalten. Es geht nicht, dass eine offiziell angeforderte Person so einfach verschwindet. Die Verbindungen müssen jetzt über die allerhöchsten Stellen laufen. Sie, Suko, werden versuchen, mit dem Wagen von Kanada aus über die Grenze nach New York zu fahren. Ihr Ticket liegt übrigens schon bereit.«

»Wann geht der Flug?«

»In nicht ganz zwei Stunden.«

»Sehr gut.« Suko stand schon auf, aber Sir James' Worte hielten ihn zurück.

»Denken Sie daran, dass Sie nicht offiziell im Land sind. Deshalb lassen Sie die Waffe am besten hier.«

»Keine Sorge. Ich komme auch ohne sie zurecht. Im Notfall besorge ich mir eine neue.«

»Sie wissen, wo Abe Douglas wohnt?«

»Keine Sorge, ich finde ihn, und ich werde auch verdammt vorsichtig sein ... «

»Dann viel Glück«, sagte nun Sir James ...



»Wie fühlst du dich, Abe?«

Ein etwas dämmliches Grinsen huschte nach dieser Frage über die Lippen des G-Man. »Ich habe Urlaub.«

»Sehr gut. Wirklich ausgezeichnet«, erklärte der Typ im hellen Jackett. »Endlich hast du es begriffen. Urlaub, mein Freund. Lass dir das Wort auf der Zunge zergehen. Du wirst es genießen können. Jeder Mensch freut sich auf den Urlaub. Und deiner wird sicherlich länger dauern. Du darfst sogar wegfahren. Ja, du musst fahren, verstehst du? Wir sind erschienen, um alles in die Wege zu leiten. Dann wirst du dich für einige Zeit sehr gut erholen können.«

Abe Douglas erwiderte nichts. Er hatte alles gehört. Er hatte die Worte verstanden und begriffen. Er wollte ihnen auch recht tun und lachen, doch so weit reichten seine schauspielerischen Künste nicht, da er genau wusste, dass er verloren hatte. Dieses mörderische Spiel kannte nur einen Gewinner, das war die andere Seite. Die kalten Technokraten von der NSA.

Er wusste nicht genau, was sie mit seinem Freund John Sinclair angestellt hatten; wahrscheinlich war er ebenso aus dem Spiel gezogen worden.

Nachdem er sich von John verabschiedet hatte, waren die beiden bei ihm aufgetaucht. Zusammen mit einem Kollegen vom FBI, einem seiner Chefs, der verdammt bedrückt ausgesehen hatte. Eine Folge des Drucks, der auf ihn ausgeübt worden war.

Es gab nichts mehr, was er noch hätte allein entscheiden können. Mit dem Kollegen war er in sein Büro gefahren. Dort hatte man ihn nie ohne Aufsicht gelassen und ihm auch keine Antwort auf Fragen gegeben.

Schließlich waren die beiden Typen von der NSA erschienen. Der im hellen Jackett hatte sich mit dem Namen Master vorgestellt, der bestimmt so falsch war wie die Brüste mancher Filmstars.

Abe hatte erfahren müssen, dass die NSA jetzt für ihn zuständig war. Sein eigener Verein konnte nichts für ihn tun. Das hatte ihn so bitter werden lassen. Ausweis und Revolver hatte er abgeben müssen. Dann wurde von einem längeren Urlaub gesprochen. So lange das Ziel noch nicht feststand, stand er in der eigenen Wohnung unter Hausarrest.

Abe Douglas war, ein Mensch, der es gelernt hatte, sich zu wehren. Er hätte es auch gegen Master und den anderen Bullen getan, aber genau der hatte ihm blitzartig etwas in den Körper gespritzt, und so war der FBI-Agent schachmatt gesetzt worden. Und das auf eine besonders perfide Art und Weise.

Er bewegte sich wie immer. Er konnte reden, er konnte zuhören, es war alles normal, und trotzdem fühlte er sich anders. Seine Bewegungen waren einfach nicht mehr zu steuern gewesen. Irgend etwas in seiner Gehirnfunktion hatte einen Störfall erlitten. Die Befehle wurden nicht direkt weitergeleitet. Wenn er den linken Arm heben wollte, dann schaffte er das zwar. Allerdings zeitversetzt. Er war um die Hälfte langsamer geworden. So hatte er nicht die geringste Chance, Master und seinen Bullen zu überwältigen.

Bulle war der richtige Ausdruck. Er passte perfekt, deshalb nannte Master ihn auch so.

Abe saß im Sessel. So schlaff fühlte er sich nicht mehr. Die Wirkung der Droge ließ langsam nach, nur wollte er das den beiden Wachhunden nicht zeigen. Und auch sein dämmliches Grinsen behielt er bei. Vielleicht war es möglich, sie zu täuschen, um dann zuschlagen zu können. Doch da musste er sie noch eine Weile hinhalten.

»Ich freue mich auf den Urlaub.«

»Klar, würde ich an deiner Stelle auch.«

»Wohin geht es denn?«

»Überraschung, Abe.«

Douglas lachte. »In den Süden?«

»Bestimmt nicht in ein Iglu. Du sollst dich doch wohlfühlen. Ich denke, dass wir dich an die Küste bringen.«

»L.A.?«

»Nein, hier in der Nähe. Wir bleiben an der Ostküste. Du wirst einen irren Blick haben. Es ist ein Sanatorium, das darf ich dir schon verraten. Du wirst viele Menschen treffen, die dir gefallen. Sie alle sind durch uns dorthin gekommen, und sie alle freuen sich, wenn sie dort ihre neue Freiheit haben. Es gibt nicht wenige, die wollen gar nicht mehr weg. Kannst du dir das vorstellen? Die haben einfach keine Lust mehr, das Sanatorium zu verlassen. So wird es dir bestimmt auch ergehen, darauf kannst du Gift nehmen.«

»Schön, schön, aber lieber kein Gift.«

»War nur ein Scherz.«

Master schaute auf die Uhr. Er runzelte dabei die Stirn, was Abe nicht entging.

»Ist es eilig?« fragte er.

»Ja, im Prinzip schon.«

»Wieso?«

»Man wird dich abholen.«

»Und dann?«

»Ans Ziel bringen. Es ist für alles gesorgt.« Master lachte breit, doch das Lachen erreichte die Augen nicht. Sie blieben so kalt wie Nordpolsis.

Douglas wusste, dass der erste Schritt ins Verderben getan war, wenn er in den Wagen stieg oder man ihn auf welche Weise auch immer hineinschaffte. So weit durfte er es nicht kommen lassen. Er war nicht topfit, aber er gehörte zum FBI. Entsprechend war er auch ausgebildet worden. Jemand wie er konnte kämpfen und sich auch verteidigen. Zudem setzte er auf den Augenblick der Überraschung.

Master war ein misstrauischer Hund. Er hatte sich etwas von Abe zurückgezogen und lehnte an der Wand. Von dort aus beobachtete er den G-Man. Als er sprach, meinte er seinen Kumpan. »Ich kann mir nicht helfen, Bulle, aber ich denke, dass es unserem Freund allmählich wieder gut geht.«

»Zu gut?«

»Ich glaube.«

»Dann sollten wir etwas dagegen unternehmen.« Wenn Bulle sprach, dann hörte es sich mehr an wie ein Bellen, denn er brachte jedes Wort nur kurz und trocken hervor.

Master nickte vor sich hin. »Das denke ich auch. Nimm noch mal die Spritze, wir wollen es ihm leichter machen.«

»Gern.«

Douglas hatte alles gehört. Wenn Bulle es schaffte, ihn abermals unter Drogen zu setzen war für ihn der Film gelaufen. Dann würde er erst wieder an seinem Urlaubsort im Sanatorium erwachen, und was ihn da erwartete, darüber wollte er lieber nicht nachdenken.

In Topform war er nicht. Fertigmachen lassen wollte er sich auch nicht. Aufgrund des Misstrauens der beiden war das Spiel gefährlich. Abe blieb keine andere Wahl, als es durchzuziehen.

Bulle löste sich von seinem Platz. Er schniefte durch seine kurze, hart geformte Nase. Die Augen blickten Abe kalt an. Auch Master hielt den G-Man unter Kontrolle. Der lauernde Blick gefiel Abe Douglas überhaupt nicht.

Bulle holte die Spritze aus der Innentasche hervor. Sie war bereits fix und fertig aufgezogen. Auch die Luftblase war schon herausgedrückt worden.

»Ich denke, dass du dich beeilen solltest!« hetzte Master. »Unser Freund will uns etwas vorspielen.«
»Ist okay.«

Bulle ging jetzt schneller. Nach dem zweiten Schritt stand er schon dicht vor dem G-Man und bückte sich.

Genau darauf hatte Abe Douglas gewartet. In den letzten Sekunden hatte er sich konzentrieren und all seine Kraft zusammennehmen können. Er schnellte ein Stück vom Sessel hoch, aber nicht ganz, denn es war wichtiger für ihn, sein rechtes Bein mit dem Knie in die Höhe zu reißen und zielgenau zu treffen.

Er schaffte es und rammte die Kniescheibe genau zwischen die Beine des Mannes ...

Abe Douglas hörte nichts. Zumindest nicht sofort. Er starrte nur in das Gesicht, das einen dümmlichen Ausdruck bekommen hatte. Die Farbe wich, Bulle wurde kalkweiß. Schmerz und Überraschung hielten sich die Waage. Er hatte nicht mit einem Angriff gerechnet.

Die Hand mit der Spritze zitterte, und er jaulte plötzlich wie eine getretene Katze. Die freie Hand fuhr nach unten. Er presste sie auf die getroffene Stelle und wich mit hölzernen Schritten zurück.

All dies hatte nur kurze Zeit gedauert, obwohl sie Abe Douglas lang vorgekommen war. Er konnte seinen Erfolg kaum begreifen. Zugleich wusste er, dass er sich auf diesen Lorbeeren nicht ausruhen durfte. Ein Moment der Überraschung hielt nie lange an. Außerdem gab es da noch den zweiten Typ.

Der G-Man schnellte aus dem Sessel. Ja, er war flink, aber das Zeug, das ihm eingespritzt worden war, hatte seine Wirkung noch nicht völlig verloren. Während der Bewegung taumelte er, schwankte auch zur Seite, aber er war dabei voll und ganz auf sein neues Ziel konzentriert, nämlich Master.

Er hechtete dem Mann mit der hellen Jacke entgegen. Master sah ihn kommen. Er stand auf der Stelle und riss plötzlich sein Knie hoch. Eine sehr zackige und auch schnelle Bewegung. Diesmal sollte Douglas getroffen werden.

Völlig konnte er der Kniescheibe nicht ausweichen. Sie traf zum Glück nicht sein Gesicht, sondern erwischte ihn an der Schulter. Der Druck reichte aus, um ihn zur Seite zu schleudern. Abe fiel gegen einen Tisch, der auf dem glatten Teppichboden weiter rutschte und auch ihm keinen Halt mehr gab.

Master setzte nach. Er fluchte dabei. Dann schlug er zu.

Beide Fäuste zugleich landeten in Abes Rücken. Er war soeben im Begriff gewesen, sich wieder aufzurichten, als ihn der Aufprall erneut nach vorn schleuderte.

Auf dem Boden rollte er sich herum. Er rechnete mit einem weiteren Angriff des Agenten. Die Beine schnellten vor, um Master zu stoppen, der allerdings war eiskalt. Für keine Sekunde war ihm die Situation aus der Hand geglitten. Er hatte sich noch die Zeit genommen, seinen Revolver zu ziehen, und Abe blieb nichts anderes übrig, als starr liegen zu bleiben, denn er schaute genau in das dunkle Loch der Revolvermündung.

»Hast du tatsächlich gedacht, besser als wir beide zu sein?« erkundigte sich Master. Er schüttelte dabei den Kopf. »Nein, G-Man, ein Irrtum. Wir sind die besten. Wir sind es immer. In diesem Fall ich. Bulle vielleicht weniger. Er ist ein Idiot, weil er die Dinge oft falsch einschätzt. Im Gegensatz zu mir.«

Abe hatte alles gehört. Er wusste, dass er verloren hatte. Der FBI-Agent lag auf dem Rücken, die Arme leicht angewinkelt und die Ellenbogen auf den Boden gedrückt.

Er hasste Master noch mehr. Und er hasste sich selbst, weil er sich hatte überrumpeln lassen. Plötzlich wusste er, dass er nicht mehr so gut war wie früher. Er zählte sich zum alten Eisen, und das schnaufende Stöhnen des zweiten Kerls lenkt ihn ab.

Bulle hatte sich wieder gefangen. Er ging durch das Zimmer. Bei jedem Aufsetzen des Fußes verzog sich sein Gesicht, da er mit dem Schmerz noch immer nicht fertig wurde. Die Augen schwammen in Tränen, aber den Blick hielt er starr auf den G-Man gerichtet. Und er hatte auch die Spritze nicht fallen gelassen.

Master schaute ihn kurz an. »Über deine Scheiße hier reden wir später!« erklärte er. »Zuerst kümmern wir uns um unseren Freund. Gib mir die Spritze.«

»Klar doch.«

Master nahm sie an sich. Seine eigene Waffe steckte er dabei nicht weg. Diesmal ging er auf Nummer Sicher. Bulle zog ebenfalls einen Revolver. Er zielte von der Seite her auf den Kopf des G-Man.

Douglas konnte sich nicht mehr wehren. Er wusste, dass die erneute Dosis mit der letzten nicht zu vergleichen war. Sie würde stärker sein, viel stärker, und ihn dabei völlig aus dem Weg schaffen. Das Gift würde ihn nicht töten, das konnten sie nicht riskieren, aber es gab Zustände, die schlimmer als der Tod sein konnten, das wusste er auch.

Master räusperte sich. Er lächelte dabei. Dann beugte er sich vor. »Man kann uns nicht reinlegen«, flüsterte er, »es ist unmöglich. Wir sind immer die Stärkeren.«

Douglas glaubte ihm jedes Wort ...



Die Tür war nicht verschlossen gewesen!

Dieser eine Satz schoss mir mehrere Male durch den Kopf. Ich konnte es nicht begreifen, aber ich wollte es auch nicht auf ein Versehen schieben. Die Tür war bewusst offengelassen worden. Man hatte es hier nicht nötig, die Menschen hinter verschlossenen Türen einzukerkern. Dieses Sanatorium war ausbruchsicher genug. Da konnten sich die Menschen frei bewegen.

Wohin?

Ich wusste es nicht. Aber ich dachte nach, und ich gelangte zu dem Schluss, dass es vielleicht doch besser gewesen wäre, wenn ich in einer geschlossenen Zelle gehockt hätte. Beweise besaß ich nicht für meine Annahme. Nur konnte ich mir gut vorstellen, dass sich hinter diesen Mauern und Gittern das Grauen etabliert hatte.

Noch war die Tür nicht völlig geöffnet. Ich hatte sie nur kurz aufgezogen und dann wieder zufallen lassen. Jetzt unternahm ich einen zweiten Versuch. Auch weil ich sehen wollte, was ich jenseits der Tür vorfand. Ein erster Blick reichte aus, um mich zunächst einmal aufatmen zu lassen. Es hätte auch kaum anders sein können. Der kahle Gang mit den hell gekalkten Mauern gehörte einfach dazu.

Ich öffnete die Tür soweit, dass ich über die Schwelle treten konnte. In der Nähe hielt sich niemand auf. Ein leerer Gang. Die weiße Farbe ließ das Mauerwerk leichenhaft bleich erscheinen.

Als ich den kleinen Raum verlassen hatte, atmete ich nicht auf. Im Gegenteil. Ich hatte immer mehr den Eindruck, in eine neue Falle geraten zu sein. Hier war alles anders. Diese Festung hatte nichts mit einem normalen Gefängnis zu tun. Ich hörte keine Stimmen, keine Geräusche. Es war einfach nur still. Ein von den Insassen verlassenes Sanatorium, in dessen Innern ich mir selbst überlassen war. Ich musste davon ausgehen, dass hinter dieser Ruhe etwas anderes und verdammt Gefährliches lauerte.

Hinter mir blieb es still und vor mir auch. Man hatte mich in eine Zelle verfrachtet, die ziemlich am Ende des Gangs lag. Vor mir war also wesentlich mehr Platz. Ich sah Türen, aber keine Fenster. Das Licht stammte aus langen kalten Röhren an der Decke. Weiter vorn sah ich eine Tür, die aus Gitterstäben bestand. Dort war der Gang auch zu Ende.

Ich bewegte mich mit kurzen und auch leisen Schritten. Ich ging davon aus, dass ich nicht der einzige war, der hier hauste. Auf meinen Körper hatte sich eine Gänsehaut gelegt. Das Kribbeln ließ nicht nach. Es wurde durch die Totenstille sogar noch intensiviert.

Vor der nächsten Tür blieb ich stehen. Sie war geschlossen. Die Neugierde überkam mich. Ich wollte nachschauen, ob auch die Zelle dahinter besetzt war und zog die Tür behutsam auf.

Der Raum war leer. Nichts wies darauf hin, dass hier jemand gewesen war. Kein persönlicher Gegenstand lag herum.

Ich zog die Tür wieder zu. Die Sache wurde immer rätselhafter. Verdammt, ich war doch nicht der einzige hier! Das konnte nicht sein. Das hier war ein Versteck, in dem man Menschen verbarg, die sich im Sinne der NSA etwas zu Schulden kommen lassen hatten. Ich musste sie finden, und ich hatte Zeit genug gehabt, mir Vorstellungen darüber zu machen, wer hier versteckt sein könnte.

Möglicherweise waren es die Kreaturen, bei denen die Genexperimente schiefgegangen waren. Also ähnliche Wesen wie der Affe im Satansgrab auf dem Friedhof. Aus dem Ruder gelaufene Versuche. Killer, Mörder, Serientäter, die selbst nicht zur Verantwortung gezogen werden konnten. Doch auch an ihre Hintermänner kam ich nicht heran.

Ich suchte nach kleinen Kameras. Nach Löchern im Gefüge der Wand. Sie war nicht unbedingt glatt. Schmale Risse, die sich auch an der Decke abzeichneten. Auch dort konnten die hochsensiblen Geräte installiert worden sein.

Hinter der dritten Tür tat sich etwas. Das Geräusch war nur leise, ich hörte es trotzdem. Um mehr zu erfahren, neigte ich mein Ohr gegen das dicke Holz.

Schaben, Kratzen, ein leichtes Klirren ...

Ich hätte mir eine Waffe gewünscht, doch leider konnte ich mir keine zaubern. Sehr leise öffnete ich die Tür. Ich war darauf gefasst, einen Blick in die Zelle zu werfen, aber auch darauf, zurückweichen zu müssen.

Auch hier glitt die Tür lautlos auf. Der erste Blick sagte mir nichts. Im Gegensatz zu meiner Zelle gab es hier kein Bett. Aber es brannte Licht. Es konnte auch sein, dass die Sonne ihre Strahlen durch das vergitterte Fenster schickte und auch für einen Schatten sorgte, der sich unruhig über den grauen Boden hinweg bewegte.

Etwas zuckte von rechts nach links. Ich sah den Gegenstand noch nicht, sondern nur eben den Schatten, der sich auf dem Untergrund abmalte und eine ovale Form aufwies.

Ich öffnete die Tür ganz - und blieb wie angewurzelt auf der Stelle stehen. Was ich sah, war schrecklich!

Eigentlich hätte ich damit rechnen müssen, nachdem, was Abe Douglas und ich auf dem Friedhof erlebt hatten. Wir hatten dort eine Kreatur gesehen, die nicht Mensch und auch nicht Affe war. Für uns war sie ein Auswurf der Natur gewesen, und etwas ähnliches sah ich hier. Nur konnte sich diese Kreatur nicht frei bewegen. Sie steckt in einem ovalen Käfig, und der wiederum hing von der Decke nach unten. Da sich der Inhalt bewegte, übertrugen sich diese Bewegungen ebenfalls auf das hängende Gefängnis, das aus ausbruchssicherem Metall bestand und mich an einen Schandkäfig aus dem Mittelalter erinnerte.

Er oder es hockte darin. Ein fehlgeschlagenes Experiment. Ein nackter Mensch und zugleich ein halber Affe. Der Kopf war behaart, der Unterkiefer verwachsen und nach vorn gedrückt. Lange Arme, kurze Beine, eine neue Stirn, doch eine noch menschliche Nase.

Es stank erbärmlich. Die Fäkalien bedeckten den Boden der Zelle und auch den im Käfig. Die Kreatur hatte mich gesehen. Sie starrte mich an und hielt ihre Finger um die Gitter gepresst. Wir waren beide überrascht, aber die Mutation hatte diese Zeit schneller überstanden. Sie ließ die Stangen los, drückte die Hände und einen Teil der Arme durch die Lücken, als wollte sie nach mir greifen.

Das Maul riss die Kreatur weit auf. Ich sah Zähne, die ebenfalls nicht mehr zu einem Menschen gehörten, und auf den Lippen schimmerte plötzlich gelblicher Geifer.

Durch mein Erscheinen war die Kreatur erschreckt und zugleich wütend gemacht worden. Sie bewegte sich heftig in ihrem Gefängnis, so dass der Käfig vor- und zurückschaukelte. Er war durch einen Haken an der Decke befestigt. Bei jeder Bewegung drang mir ein quietschendes Geräusch entgegen.

Ich konnte nichts für die Kreatur tun. Sie war gefangen, und es war auch gut so. Hätte ich sie befreit, hätte sie es mir nicht gedankt und sich auf mich gestürzt, um mich zu zerreißen.

Ich blieb in sicherer Entfernung stehen und beobachtete nur. Es passte der Kreatur nicht. Sie wollte an mich herankommen und sorgte mit immer kraftvolleren Stößen, dass der verdammte Käfig in stärkere Schwingungen geriet.

Es reichte nicht aus. Ich stand zu weit weg. Dafür hörte ich die Schreie. Sie klangen nicht wie die eines Menschen, aber auch nicht wie die schrillen Rufe eines Affen, wenn er von Baum zu Baum durch den Regenwald hetzte.

Was war er einmal gewesen? Ein Mensch, der zu einem Affen genmanipuliert worden war? Oder umgekehrt?

Ich konnte es nicht sagen. Auch bei der Kreatur auf dem Friedhof hatten Abe Douglas und ich es nicht herausgefunden. Wir wussten nur, dass dieses Wesen zu einem gnadenlosen Killer mutiert war.

Dieses Wesen kam mir schlimmer vor als ein Vampir oder Werwolf zusammen. Gerade weil es noch etwas Menschliches an sich hatte und ich erkennen musste, wozu eine pervertierte Wissenschaft in der Lage war. Sie konnte Menschen manipulieren oder Affen oder vielleicht auch noch andere Wesen.

Nach außen hin wurde alles abgestritten, doch es gab genug Menschen, die ihre Kenntnisse in einen Dienst stellten, der einfach verabscheuungswürdig war. Dies in der Praxis zu sehen und zu erleben, ging mir an die Nieren. Möglicherweise zitterte ich deshalb so stark und spürte auch einen gewaltigen Druck im Magen.

Ich hasste das Geschöpf nicht. Es war mir einfach unmöglich. Ich konnte es nur bedauern, auch wenn es ein Todfeind war und mich in Freiheit sicherlich zerreißen würde.

Auf dem Boden verteilten sich nicht nur die Fäkalien. Auch Essensreste lagen in den Ecken. Die Kreatur hatte sie einfach weggeworfen.

Der Mensch-Affe wurde immer wilder. Er konnte meinen Anblick nicht vertragen. Er kreischte. Er bemühte sich, seinen Käfig so weit vorzuschaukeln, dass er seine Hände durch die Lücken strecken konnte, um mich zu erreichen.

Das gelang ihm nicht. Dazu reichte der Schwung einfach nicht aus. So schnellten seine Pranken immer ins Leere und wischten an mir vorbei. Ich hatte genug gesehen und zog mich wieder zurück. Die Gänsehaut auf meinem Körper war geblieben. Auf dem Friedhof hatten wir die erste Kreatur erschießen können. Hier war ich waffenlos. Mit den bloßen Händen war ich ihm unterlegen.

Nachdem ich die Tür geschlossen hatte, waren die Geräusche leiser geworden. Viel besser erging es mir trotzdem nicht. Ich hatte den zweiten Insassen gesehen und konnte jetzt davon ausgehen, dass es noch mehrere von ihnen gab.

Da stellte sich automatisch die Frage, welche Überraschungen mich noch erwarteten. Daran wollte ich lieber nicht denken und hielt mich zunächst an die Tatsachen, die auf den ersten Blick recht gut für mich aussahen, denn der Flur war und blieb auch weiterhin leer. Keine andere Kreatur hatte ihre Zelle verlassen.

Ich lehnte mich gegen die Wand. Der Druck in meinem Rücken gab mir irgendwie Halt, und ich brauchte diese Ruhe auch, damit sich mein Herzschlag normalisieren konnte. Der Schweiß auf dem Körper war zu einer kalten Schicht geworden, und das Gefühl, kontrolliert oder beobachtet zu werden, wurde ich einfach nicht los. Irgendwo lauerten die künstlichen Augen, die mich unter Kontrolle hielten und mich stets begleiten würden.

Die Geräusche hinter der Tür waren leiser geworden. Ich hörte jetzt nur noch das leise Jammern eines Verzweifelten.

Das Grauen hinter Gittern hatte ein Gesicht bekommen. Aber es würde sich nicht nur in dieser einen Zelle zeigen, davon war ich überzeugt. Ich wollte meinen Weg fortsetzen.

Es blieb beim Versuch, denn einiges änderte sich in meiner Umgebung. Mir kam es vor, als hätte ich durch das Öffnen der Tür so etwas wie den Beginn einer Kettenreaktion ausgelöst, denn die nächste, nicht weit von mir entfernt liegende Tür öffnete sich jetzt von innen. Jemand, der dort in der Zelle gesteckt hatte, wollte raus.

Ich wartete ab. Noch immer den Rücken fest gegen die Wand gedrückt. Die Tür wurde nicht schnell und hart aufgestoßen, sondern recht langsam und vorsichtig. Derjenige, der seine Zelle verließ, war ebenso wachsam wie ich.

Auch eine Mutation zwischen Mensch und Affe?

Ich wäre nicht überrascht gewesen, wenn es so gekommen wäre, aber diesmal erlebte ich etwas anderes.

Es kam ein Mensch. Oder nicht?

Meine Augen weiteten sich, als ich die Gestalt sah. Ja, sie war ein Mensch, aber es war ihr nicht gelungen, noch weiter zu wachsen. Die Person war im Kindesalter stehen geblieben. Ungefähr so groß wie ein zehnjähriger Junge, doch mit allen Merkmalen eines Erwachsenen versehen. Er erinnerte mich an einen Zwerg, obwohl dieser Vergleich nicht so treffend war. Einen Zwerg stellte man sich anders vor. Mit einem alten Gesicht, auch bärtig, und ich glaubte auch nicht, einen Liliputaner vor mir zu sehen. Das hier war etwas anderes.

Kind und Erwachsener zugleich. Mit einem großen Kopf, der völlig haarlos war. Der Mund stand leicht offen. Er erinnerte mich in seinem Aussehen an ein Fischmaul. Die Ohren bestanden aus Knorpeln. Es gab Augen, aber keine Brauen, und die Haut war glatt wie Marmor. Kein einziges Härchen war zu sehen.

Im Gegensatz zu dem Mensch-Affen war diese Gestalt nicht nackt. Man hatte ihr einen Overall angezogen. Er bestand aus verwaschenem Jeansstoff.

Der Zwerg war nur neugierig gewesen. Er musste die Geräusche gehört haben. Jetzt war er nach draußen getreten, sah mich und erstarrte mitten in der Bewegung.

Wir starrten uns an. Keiner sprach.

Niemand von uns versuchte, mit dem anderen zu kommunizieren. Wahrscheinlich war die Überraschung auf beiden Seiten einfach zu groß.

Ich fing mich als erster und versuchte es mit einem Lächeln. Lächeln ist immer gut. Lächeln kann Brücken bauen und Eis auftauen. Lächeln ist in allen Kulturen gleich, und auch ich hoffte darauf, dass meine Reaktion dem anderen bewies, dass ich nichts Böses von ihm wollte.

Diesmal brachte mein Lächeln nichts. Der Zwerg schüttelte nur kurz den Kopf, um sich dann mit vorsichtigen Schritten zurückzuziehen. Er schaute sich dabei nicht um. Er ging rückwärts über die Schwelle hinweg und verschwand in seiner Zelle. Ein harter Laut entstand, als er die Tür zuknallte.

Er wollte nichts von mir, doch ich wollte etwas von ihm. So leicht konnte man mir nicht entkommen. Obwohl er kein einziges Wort gesagt hatte, bezweifelte ich, dass er nicht sprechen konnte. Ich würde ihn auf die Probe stellen.

Bis zu der Tür war es nur ein langer Schritt. Ich blieb auch nicht länger dort stehen, sondern legte meine Hand auf die Klinke und zog die Tür heftig auf.

Die Zelle sah aus wie meine. Hier gab es ein Bett. Und auch ein vergittertes Fenster. Der Zwerg stand neben dem Bett, das viel zu groß für ihn war. Er wandte mir den Rücken zu. Ich hörte ihn atmen. Aus seinem Mund drangen zischende Geräusche. Es war kein normales Atmen. Das wiederum ließ darauf schließen, dass diese Kreatur nicht unbedingt mit normalen menschlichen Maßstäben gemessen werden konnte.

»He!« sagte ich und zog die Tür zu.

Der Zwerg gab mir keine Antwort. Ich sah nur, dass sich seine Schultern unter den schweren Atemzügen auf und ab bewegten. Er schien unter großem Druck zu stehen.

Ich ging auf ihn zu. Er sollte es ruhig hören, deshalb setzte ich meine Füße fest auf.

Für den Zwerg war dieses Geräusch so etwas wie ein Startsignal. Aus dem Stand fuhr er herum, und jetzt sah ich auch wieder seine kleinen, aber kräftigen Hände. Er hatte sich bewaffnet!

Seine Finger umklammerten den Griff eines Beils. Zusammen mit der Waffe schwang er herum. Aus dem relativ harmlosen kleinen Kerl war plötzlich eine bössartige Kreatur geworden, die mich angriff ...

Waffen in den Händen von Kindern sind ebenso gefährlich wie im Besitz von Erwachsenen. Auch sie können töten, und bei dem Zwerg verhielt es sich nicht anders.

Wenn er mich mit der scharfen Klinge auch nur verletzte, sah es übel für mich aus. Deshalb durfte ich mich nicht erwischen lassen, was leichter gesagt als getan war, denn die kleine Kreatur hatte sich in eine Furie verwandelt.

Ich konnte sie nicht kontrollieren. Sie war rasend schnell. Sie ging auch nicht methodisch vor, sondern schlug mit der verdammten Axt immer wieder von links nach rechts. Sie war zu einem wahren Wirbelsturm geworden. Ich hörte ihr wütendes Schreien, bei dem die Stimme beinahe überkippte. Und er erinnerte mich an einen springenden Ball, der gefährlich nahe auf mich zuhüpfte.

Die Klinge war blank. Sie huschte und wischte von einer Seite zur anderen, und sie sah dabei aus wie glattes Eis.

Der Zwerg trieb mich in die Enge. Ich war durch einen Sprung bis an die Zellenwand gelangt und hatte so wenigstens den Rücken frei. Das Gesicht des Kleinen hatte sich verzerrt. Jetzt hatte sich ein Schnittmuster aus Falten auf die Haut gelegt, in dem die Augen wie kalte Kugeln aussahen.

Er kreischte. Dann warf er sich vor, um mir die Klinge in den Bauch zu wuchten. Die Schlaghaltung hatte er verändert. Er drosch jetzt von oben nach unten.

Ich sprang zur Seite. Das Beil traf die Wand mit einem hellen Klängen. In dieses Geräusch hinein mischte sich der wütende Schrei der kleinen Kreatur. Bevor er sich von seinem Misserfolg erholen konnte, hatte ihn schon mein Tritt erwischt und quer durch die Zelle geschleudert. Er überschlug sich dabei und wirkte wie ein veränderter Ball. Seine Waffe hielt er auch jetzt fest. Sie wirbelte durch die Luft, als er sich drehte, aber sie fand jetzt kein Ziel mehr.

Ich hatte mit wenigen Schritten das Bett erreicht. Mit beiden Händen gelang es mir, die Matratze zu packen. Ich wuchtete sie hoch und drehte mich genau im richtigen Moment herum.

Der Zwerg griff wieder an! Er konnte nicht mehr stoppen. Vielleicht bekam er noch Panik, als er die hochkant stehende Matratze vor sich sah, die für ihn wie ein schweres Dach wirken musste.

Als er zuschlug, drosch ich die Matratze nach unten!

Das Beil hackte in die Masse hinein. Dort blieb es stecken. Durch den starken Gegendruck gelang es mir, die Matratze nach vorn zu drücken und den hasserfüllten Zwerg zu Boden zu schleudern. Zusammen mit seiner Waffe wurde er unter der Matratze begraben, die zusätzlich noch durch mein Gewicht beschwert worden war.

Ich kniete auf ihr. Von dem Zwerg war nichts zu sehen, jedoch zu spüren. Er zappelte unter dem Gegenstand. Er wollte sich befreien. Er versuchte, sich zur Seite zu rollen, was ihm jedoch nicht gelang.

Ich wusste auch, wo ich seinen Kopf finden konnte und verstärkte den Druck dort besonders. Ich hatte Zeit. Der Zwerg nicht. Und ich merkte, dass die zappelnden Bewegungen schwächer wurden. Die Kraft verließ ihn. Er würde immer weniger Luft bekommen, und es war nur eine Frage der Zeit, bis er aufgab. Ich wollte ihn auch nicht ersticken, deshalb musste ich sehr sensibel mit ihm umgehen.

Die schwachen Bewegungen hörten schließlich völlig auf. So konnte ich mein Gewicht mehr nach hinten verlagern, senkte den Kopf und atmete zunächst tief durch.

Ich hatte ihn ausgeschaltet. Möglicherweise - so sicher war ich mir da nicht.

Ich beging auch nicht den Fehler, die Matratze schnell wieder hoch zu ziehen und wartete noch ab. Dafür hob ich sie an der rechten Seite an, damit genügend Luft darunter geriet.

Der Zwerg verhielt sich still. Es waren keine Atemzüge zu hören. Ebenso gut hätte auch eine Leiche unter der Matratze liegen können, was ich mir allerdings nicht wünschte.

Ich rutschte auf der Unterlage zurück, und erst als ich sie verlassen hatte, kantete ich sie am unteren Ende in die Höhe. Noch immer hielt ich sie als Deckung fest, denn der Kleine konnte mich auch getäuscht haben.

Allem Anschein war das nicht der Fall. Er lag auf dem Rücken und bewegte sich nicht mehr. Sein Kopf war zur Seite gedreht, der breite Mund stand halb offen.

Das Beil lag neben seiner rechten Hand auf dem Boden. Er hatte die Waffe verloren, die ich mit einem Tritt aus seiner Reichweite beförderte. Erst dann schleuderte ich die Matratze auf das Bett und konnte mich um den Zwerg kümmern.

Zuerst tastete ich ihn nach weiteren Waffen ab. In den tiefen Hosentaschen steckte nichts. Seine Haut fühlte sich ungewöhnlich an. Sie war nicht nur glatt, sondern auch sehr weich. Man konnte hineindrücken, und es blieb eine Mulde zurück.

Er atmete schwach. Ich fühlte nach dem Herzschlag. Das Herz schlug schnell und hektisch. Damit hatte ich nicht gerechnet. Tief atmete ich durch. Es ging mir jetzt besser, weil ich froh war, diese Attacke überstanden zu haben. Auch meine Nerven beruhigten sich allmählich.

Ich hob den Zwerg an und wunderte mich über sein Gewicht. Im Innern des Körpers schien Eisen seinen Platz gefunden zu haben. Ich schleifte ihn zum Bett und legte ihn dort auf die Matratze nieder. Dann wartete ich. Zuvor nahm ich noch das Beil an mich. Die Schneide war sehr glatt und perfekt geschliffen. Damit hätte er mich tatsächlich zerhacken können.

Ich steckte die Waffe hinten in meinen Gürtel und war froh, mich nicht nur mit den Fäusten wehren zu müssen. Zwei dieser Kreaturen kannte ich jetzt. Ich wusste nicht, wie groß dieses Sanatorium war, doch klein war es sicherlich nicht. So konnte ich davon ausgehen, dass hier zahlreiche Gefangene aufbewahrt wurden, wobei jeder anders aussehen konnte und ein missglücktes Experiment war.

Mir war klar, dass ich diesen Fall nicht würde lösen können. Ich konnte schon froh sein, wenn es mir gelang, das Grauen hinter mir zu lassen.

Es waren etwa zwei Minuten vergangen, als sich der Zwerg wieder regte. Er bewegte zuerst seinen Kopf von links nach rechts über die Matratze. Dabei öffnete er den Mund. Aus der Kehle strömten lallende Laute, die sich nicht zu irgendwelchen Wörtern, geschweige ganzen Sätzen zusammensetzten.

Ich schlug ihm leicht gegen die Wangen. Wieder klatschte meine Hand dabei gegen eine weiche Teighaut, aber diese Aktion hatte etwas gebracht, denn der Zwerg blieb still liegen. Er starrte mich an.

Ich nickte ihm zu und versuchte es wieder mit einem Lächeln. Plötzlich schrie er auf. Oder war es mehr ein Jammern? Er riss die Hände vor sein Gesicht, um es zu schützen. Nur dachte ich nicht daran, ihn zu schlagen und sprach weiter mit ruhiger Stimme auf ihn ein, was er nicht wollte, denn er drehte sich auf den Bauch, um meinem Blick ausweichen zu können.

Ich drehte ihn wieder auf den Rücken. Einmal gelang es mir. Dann fing er an zu schreien, und dieses Geräusch ging mir durch Mark und Bein. Es war das Schreien eines Babys oder eines Kleinkindes. Auf dieser Entwicklungsstufe war er stehen geblieben. Er drehte sich aus meinem Griff und schlug mit beiden Händen gegen die Wand wie ein trotziges Kind.

Ich wollte nicht, dass er sich verletzte und vielleicht sogar seinen Kopf gegen das Hindernis rammte, deshalb zog ich mich zurück und wartete in einer gewissen Entfernung ab.

Es dauerte nicht lange, bis sich der Zwerg wieder beruhigt hatte und dann auch den Kopf drehte, um mich anschauen zu können. Wasser rann aus seinen Augen. Er weinte. Das schaffte nur jemand, der auch Gefühle besaß.

Nur sein Verstand hatte gelitten. Er war nicht in der Lage, zu sprechen. Er lallte nur, und er fürchtete sich vor Menschen.

»Kannst du mich verstehen?« fragte ich.

Gehört hatte er mich, doch ich erhielt keine Antwort. Es blieb beim Lallen. Ich überlegte, ob ich mich weiter um ihn kümmern sollte. Es hatte keinen Sinn. Was immer diese Verbrecher auch mit ihm angestellt hatten, er würde auf mein Ansprechen nicht reagieren wie man es von einem Menschen gewohnt ist.

»Okay«, sagte ich. »Dann muss ich dich wieder allein lassen. Ich hoffe, dass es trotzdem noch einmal bessere Zeiten für dich geben wird.«

Auch jetzt reagierte er nicht. Er hielt den Kopf gesenkt und nahm kaum zur Kenntnis, dass ich wieder zur Tür ging. Er war völlig hilflos. Ein kleiner Mensch, der sich nicht kontrollieren konnte, aber trotzdem wusste, wie man ein Beil handhabte und gegen andere einsetzte und nicht gegen sich selbst.

Das allerdings musste ihm beigebracht worden sein. Wobei ich mich fragte, wer dies getan hatte. Es konnten nur die Personen sein, die sich auch um den Mensch-Affen gekümmert hatten. Wobei ich bezweifelte, dass ich sie in dieser Festung fand. Die hielten sich vermutlich in irgendwelchen versteckt liegenden Labors auf.

Im Gang hatte sich nichts verändert. So kalt und leer lag er vor mir. Ich schaute bis zu seinem Ende, wo sich die Gittertür abmalte. Dahinter war es dunkler. Beim ersten Hinschauen lag jenseits der Tür ein halbdunkles Nichts.

Langsam setzte sich Schritt für Schritt. Das Beil an meinem Rücken drückte gegen den Körper. Ich spürte genau, wo sich das Ende des Griffs befand. Es war zwar keine Pistole, aber besser als völlig waffenlos zu sein.

Den Zwerg mit meinem Kreuz zu konfrontieren, hätte nichts gebracht. Auch der Mensch-Affe hatte nicht darauf reagiert, das kannte ich noch vom Friedhof her.

Der Weg zur vergitterten Tür war nicht weit. Ich passierte noch drei Türen, die ich der Reihe nach öffnete und nur in leere Zellen hineinschaute. Sicherlich warteten sie darauf, von weiteren fehlgeschlagenen Experimenten besetzt zu werden. Wer hinter diesen Mauern verschwand, hatte keine Chance mehr, aus eigener Kraft wieder wegzukommen. Das Schicksal stand auch mir bevor. Ich würde mich nicht befreien können. Womit sich die Frage stellte, wer mich dann hier herausholte.

Sir James? Suko? Vielleicht Abe Douglas? Sie alle arbeiteten für eine Polizei-Organisation. Man kann nicht behaupten, dass das FBI ein Kindergarten ist. Man kann es schon als Machtfaktor innerhalb des Staates bezeichnen, doch die NSA war mächtiger. Vor ihr musste auch das FBI kuscheln und damit Abe Douglas.

Dass wir beide befreundet waren, war bekannt. Aus diesem Grunde würde auch Abe Douglas aus dem Verkehr gezogen werden, und damit waren meine Chancen auf den Nullpunkt gesunken.

Vor der Gittertür blieb ich stehen. Wie vorhin der Gefangene, so legte auch ich meine Hände um zwei Stäbe. Das Metall war kalt wie Eis.

Ich starrte durch die Lücke in das Zwielicht hinein und erkannte, dass vor mir ein Atrium lag. Allerdings mit geschlossener Decke. Unter mir breitete sich der Hof aus. Es war der Innenraum einer Festung, an deren Innenseiten sich in mehreren Etagen die einzelnen Gänge verteilten, von denen jeweils Metalltreppen nach unten führten.

Es gab auch Licht. Es war zu schwach und zu kalt, um die Dunkelheit durchdringen zu können. Der Boden sah aus wie ein Gebilde aus verschiedenen Schatten, die ineinander liefen und mal dichter und mal weniger dicht waren.

Es waren fünf Gänge, die von verschiedenen Seiten auf das Zentrum zuführten. Fünf in jeweils einer Etage. Ich befand mich in der zweiten. Zwei waren noch über mir, und so konnten hier eine Menge Menschen gefangengehalten werden.

Inzwischen war ich davon überzeugt, in einem alten Gefängnis zu stecken. Festung und Zuchthaus zugleich. Für diejenigen, die alles in die Wege geleitet hatten, hätte es perfekter gar nicht sein können. Wer immer diesen Knast vor langen Jahren gebaut hatte, er hatte den anderen unbewusst einen Gefallen getan.

Ich ließ mir Zeit, um mir alles genau anzuschauen. Keine Bewegung fiel mir auf. Wenn sich noch weitere Gefangene in dieser Umgebung befanden, dann waren sie in den Zellen festgehalten worden.

Mich interessierten natürlich auch die Überwachungs-Kameras. Ich sah sie nicht. Wenn sie vorhanden waren, dann sehr versteckt. Auch die Türen der einzelnen Zellen sahen nicht aus wie normale Knasttüren.

Bisher hatte ich Glück gehabt. Es war keine Tür verschlossen gewesen. Ich hoffte, dass es auch bei dieser Gittertür der Fall sein würde und startete den Versuch.

Das alte Schloss war mit einem Knauf verbunden, den ich mit der rechten Hand umfasste. Ich hoffte, dass er sich bewegen ließ, versuchte es und hatte Glück.

Ich lauschte dem leisen Schnacken, dann konnte ich die Tür aufziehen, die leider erbärmlich quietschte. Es war schon ein ungewöhnliches Gefängnis, in dem keine Tür verschlossen war. Trotzdem kam man nicht raus.

Ich verließ den Gang und trat auf das Gitter, das in dieser Etage und innerhalb der Festung ein Viereck bildete. In jeder der vier Etagen. Um nicht abzurutschen, war ein Gitter angebracht worden, an das ich herantat und nach unten schaute.

Auch jetzt war auf dem Boden nicht viel zu sehen. Sicherlich war er glatt, doch durch die Schatten, die sich dort verteilten, wirkte er wellig.

In dieser Umgebung war ich allein. Ich kam mir klein und verloren vor. Und zugleich wie ein Schauspieler, dem der Regisseur relativ freie Hand gelassen hatte, damit er agieren konnte, aber trotzdem nur das tat, was vorgeschrieben war.

Ich konnte nicht hingehen, wo ich wollte. Es war alles vorgeschrieben, und so bewegte ich mich einmal in diesem Viereck über dem Boden entlang. Bei jedem Schritt konnte ich durch die Lücken des Gehgitters nach unten schauen. Manchmal kam es mir vor, als wäre der Grund nicht mehr vorhanden. Wie von der Hölle verschluckt.

Vier Gänge mündeten jeweils auf dieser Etage. Und jeder sah aus wie der Gang, aus dem ich gekommen war. Auch die Türen glichen sich. Ich zog keine Gittertür auf, weil ich die Zellen nicht durchsuchen wollte.

Statt dessen ging ich über die Treppe hinweg in den unteren Bereich. Jeder Tritt verursachte auf der Treppe ein leises Echo. Ansonsten hörte ich keinerlei Geräusche.

Unten angekommen, trat ich in den Schatten hinein. Ein glatter Boden, der nur wenig Licht durch die Seitenleuchten abbekam. Auch wenn ich mich umsah, war wirklich nichts Besonderes zu sehen, abgesehen von einer breiten Gittertür, hinter der abermals ein Gang lag.

Wo führte er hin?

In die Freiheit, so zuckte der verständliche und auch verrückte Gedanke durch meinen Kopf. In früheren Zeiten mochten die Entlassenen durch diesen Gang an das für sie offene Tor gelangt sein, heute war das nicht so. Die Festung auf den Klippen hatte mich als Teil des Grauens hinter Gittern akzeptiert und würde mich behalten.

Mit der Einsamkeit werde ich normalerweise gut fertig. Diese hier war jedoch anders. Ich hielt mich für einsam, warm es jedoch nicht. Ich stand einfach nur in der Leere und wusste, dass dahinter etwas lauerte.

Etwas störte mich. Es war so etwas wie ein Knistern oder Rauschen, das oberhalb meines Kopfes seinen Ursprung hatte. Ich schaute sofort hoch, ohne allerdings etwas erkennen zu können.

Dafür hörte ich dann die Stimme. Ein Lautsprecher verstärkte sie derart, dass sie praktisch in die Stille hineinhalte und ich etwas Mühe hatte, die Worte zu verstehen, weil das eine das andere einholen wollte. Mein Name fiel.

»Willkommen in unserem Grab, Sinclair. Es ist wunderschön, wieder einen neuen Gast begrüßen zu können. Einen Gast, der so ganz anders ist als die anderen, die hier leben.« Es folgte ein scharfes Lachen, das verhallte. Danach breitete sich wieder die Stille aus.

Einige Sekunden wartete ich ab, aber die Stimme erklang nicht noch einmal. Deshalb ergriff ich die Initiative. »Seid ihr so feige, dass ihr es nicht fertig bringt, euch zu zeigen? Wo sitzt ihr? Kommt her. Ich möchte sehen, wer meine Bewacher sind.«

Diesmal hatte ich Glück. Man reagierte auf meine Forderung, und ich erhielt eine Antwort.

»Keine Sorge, du wirst uns sehen, Sinclair. Wichtig ist nur, dass wir dich sehen.«
»Das dachte ich mir.«

Die Stimme antwortete sofort. »Weißt du, was man uns sagte, als man dich hier ablieferte?«

»Nein, wie sollte ich?« Meine Antwort hatte normal geklungen, doch die letzte Frage hatte mir eine gewisse Furcht eingejagt, denn ich spürte, dass dahinter etwas Schlimmes lauerte.

»Ich will es dir erklären. Wir können mit dir machen, was wir wollen. Wir haben freie Hand und brauchen auf nichts Rücksicht zu nehmen. Ist das nicht super?«

»Das sehe ich anders.«

Der Sprecher lachte. »Klar, du siehst das anders. Aber du kannst beruhigt sein, Sinclair, denn du wirst nicht mehr lange allein bleiben. Du wirst bald der Mittelpunkt sein, und dann werden wir weitersehen.«

»Welcher Mittelpunkt?«

»Man wird dich kaum mögen.«

»Wer denn?« rief ich.

»Die anderen, die hier sind.«

»Klar, die armen Geschöpfe, die den verdamnten Experimenten zum Opfer gefallen sind.«

»Sehr gut. Oder fast sehr gut. Nicht alle sind so. Es gibt auch einige Normalos, wie wir sie nennen. Obwohl das auch nicht richtig ist. Die Normalos haben alle einen Tick, sonst wären sie nicht zu dem geworden, was sie sind. Psychopathen, Killer, Typen, die sich gern als Serienmörder sehen und so weiter. Man hat sie einfach mit den anderen zusammengelegt. Hier können sie sich bewegen und sich nicht aus dem Weg gehen. Manchmal drehen sie durch. Da killen sie sich gegenseitig, und auch die Mutationen mischen mit. Wir sind immer gespannt darauf, wer bei diesen Kämpfen gewinnt. Da werden die großen Killer oft genug ganz klein, wie du dir vorstellen kannst. Aber das wirst du alles selbst erleben. Jedenfalls wissen sie, dass Nachschub gekommen ist, und sie sind schon ganz begierig darauf, dich kennen zu lernen.«

Das konnte ich mir vorstellen. Gleichzeitig dachte ich über den perfiden Plan nach, den sich die NSA hier ausgedacht und auch in die Tat umgesetzt hatte. Mutationen und Killer würden zusammen in eine Festung gesperrt. Man ließ die Türen offen und schaute zu, was sich ergab. Wer stärker war. Der Mensch oder die Unfälle aus dem Labor.

Ich bekam ein starkes Magendrücken, als ich mich mit diesen Vorstellungen beschäftigte. Es war einfach verrückt. Es konnte oder durfte nicht wahr sein. Nun war mir klar, dass der Alptraum erst richtig begann. Die Wächter würden nicht nur die Killer auf mich hetzen, sondern auch die Mutationen. Wenn ich daran dachte, wie viel Schwierigkeiten wir schon mit dem einen gehabt hatten, verstärkte sich das üble Gefühl noch.

Wieder hörte ich ein Geräusch. Es stammte nicht von dem Sprecher, und es war auch nicht aus dem Lautsprecher gedrungen. Über mir hatte jemand gegen ein Gitter geschlagen.

Abermals schaute ich in die Höhe.

Ein Schatten turnte in der ersten Etage über den Gang entlang. Auch wenn er fast aussah wie ein Mensch, er war es nicht. Es war eine Gestalt, wie ich sie vom Friedhof her kannte und wie ich sie auch in der Zelle gesehen hatte.

Eine Mutation. Eine Mischung zwischen Mensch und Affe. Zugleich fiel mir wieder ein, wie schwer es Abe Douglas und mir gefallen war, dieses Wesen zu töten. Jetzt war ich allein. Konnte mich nicht mehr auf die Kugeln in der Beretta verlassen. Ich hatte nur das kleine Beil.

In diesem Moment sprang die Mutation nach unten!



Suko hatte es geschafft. Über Kanada war er in die Staaten eingereist, und er hatte das Gefühl gehabt, sich wie ein Illegaler zu bewegen.

Suko kannte die Stadt New York längst nicht so gut wie London. Aber er fand sich zurecht, und er wusste auch, wo er Abe Douglas finden konnte. Zweimal hatte er es mit Anrufen versucht, aber der G-Man hatte nicht abgenommen, obwohl der Ruf durchgegangen war.

Trotzdem wollte Suko zu seiner Wohnung fahren und dort oder in der Nähe warten.

Es war heiß in der Stadt. Der Asphalt schien zu kochen. Die Luft flimmerte. Schlaglöcher in den Straßen stellten die Federung des Leih-Fords auf eine harte Probe. Die Menschen, die sich im Freien aufhielten, schwitzten um die Wette. Jeder suchte irgendwo Abkühlung und Schatten.

Douglas lebte in Manhattan Downtown. In einem der großen Blocks. Ein anonymer Kasten, der schon einige Jahre stand. Suko zählte die Stockwerke nicht. Sein Problem war es, einen Parkplatz zu finden, was er auch schaffte.

Mehr durch Zufall entdeckte er die Einfahrt zu einer Tiefgarage, in der auch die Mieter ihre Fahrzeuge abstellten, die hier im Haus wohnten. Allerdings waren sie auch öffentlich zugänglich, und es gab noch freie Plätze.

Nachdem sich die Schranke gehoben hatte, rollte Suko in die unterirdische Welt hinein. Wie in den Vorhof der Hölle, der hier mehr eine stinkende Giftküche aus dumpfer, abgestandener und mit Abgasen gefüllter Luft war.

Die Beleuchtung konnte man vergessen, und Suko fand auch in der ersten Ebene keinen freien Platz. Über die Serpentine rollte er weiter nach unten und hatte dabei das Gefühl, dem Teufel immer näher zu kommen. Die Scheinwerfer schickten ihr kaltes Licht in die düstere Umgebung hinein. Das Licht kroch über den Boden, glitt an Wänden entlang oder bestrich die Karosserien der abgestellten Fahrzeuge.

Die Lücke war da. Sie öffnete sich nahe eines Ausgangs, der aus einer feuerfesten Eisentür bestand. Dahinter würden eine Treppe und ein Lift liegen. Parkhäuser waren im Prinzip alle gleich.

Suko verließ die klimatisierte Schutzzone seines Fords. In den ersten Sekunden hatte er das Gefühl, nicht atmen zu können, so dick und auch schwül war die Luft. Irgendwo in seiner Nähe hatte sich Kondenswasser gebildet. Es rann an einem Stützbalken herab und sah aus wie eine nie abreißende schimmernde Zunge.

Suko ging rasch auf die Eisentür zu und zerrte sie auf. Er wollte zu Abe Douglas hoch, und er hoffte, dass er ihn jetzt antraf. Wenn nicht, würde er sich bei den Nachbarn erkundigen, ob sie vielleicht mehr wussten.

Viel Licht im Tunnel sah Suko nicht. Er kam sich auf verlorenem Posten vor. Zwar versuchte Sir James von London aus alles, um eine Unterstützung aufzubauen, aber auch er konnte nicht von allein handeln und brauchte Hilfe.

Ein Lift fuhr bis nach unten. Es gab auch eine Treppe, auf die das Licht einer Notbeleuchtung fiel. Der Lift war sehr schmal. Suko rechnete nicht damit, dass er bis in die obersten Etagen fuhr. Wahrscheinlich musste er ihn im Parterre verlassen, um anschließend einen der normalen Aufzüge zu nehmen. Er stand nicht unten. Suko wollte ihn holen, als er von der Treppe her ein Geräusch hörte, aber noch nichts sah, weil sie nach den ersten vier Stufen einen Knick nach rechts machte.

Es war eng hier unten. Schlechte Luft, düster. Eine Atmosphäre, die man so schnell wie möglich verlassen sollte. Das tat Suko allerdings nicht, denn aus dem Geräusch waren Stimmen geworden, die sich ihm näherten.

Zwei Männer sprachen miteinander, wobei einer von ihnen fluchte. Sie schienen nicht eben in Form zu sein. Dann sagte einer: »Scheiße, dass die Spritze abgebrochen ist.«

»Du bist eben ein Idiot, Bulle.«

»Ich habe ihn auch so gepackt.«

»Ja. Nur ist er bewusstlos. Die Spritze hätte eine längere Wirkung gehabt.«

»Wenn er zu sich kommt, kriegt er noch mal was aufs Maul. Dann aber richtig.«

»Täusche dich nicht in einem G-Man.«

Suko hatte alles gehört. Besonders der letzte Satz hatte ihn alarmiert. Er war der Ansicht, dass mit dem G-Man nur Abe Douglas gemeint sein konnte.

Suko suchte nach einem Versteck. Es war schwer, in dieser Enge etwas zu finden. Sie würden ihn sehen, wenn sie die letzten Stufen hinter sich gelassen hatten.

Es blieb nur der Lift. Suko holte ihn.

Jetzt kam es wirklich auf das Timing an. Auf der anderen Seite war er den beiden Typen nicht bekannt. Sie konnten ihn auch für einen normalen Bewohner halten.

Die Stimmen waren verstummt. Dafür hörte Suko die Atemzüge, die wie ein Zischen klangen.

In diesem Augenblick war der Lift da. Hinter der schmalen Glasscheibe in der Metalltür wurde es hell, als Suko die Tür aufzog und sich blitzschnell in die kleine Kabine hineindrängte, die vielleicht vier Menschen Platz bot.

Er konnte durch die Scheibe schauen und sah die beiden Männer, die einen dritten zwischen sich schleppten. Suko sah den dritten nur von hinten, doch er hatte Abe Douglas sofort erkannt. Ja, er war auf der richtigen Spur.

Die beiden anderen, die auch unterschiedlich aussahen, waren so mit dem Abtransport beschäftigt, dass sie für den Fahrstuhl keinen Blick besaßen. Sie sahen zu, so schnell wie möglich in die Tiefgarage zu gelangen.

Suko wartete noch. Der Lift wurde auch nicht nach oben geholt. Warum ihn die beiden nicht benutzt hatten, wusste Suko nicht. Sie zogen die Tür zur Tiefgarage auf. Abe Douglas wurde wie eine Puppe in den großen Raum hineingeschoben. Kurz danach fiel die Tür wieder zu.

Dafür öffnete sich eine andere, denn Suko verließ den Lift. Die Tür zur Garage zog er nur einen Spaltbreit auf. Gerade so weit, um genügend sehen zu können.

Die Kerle hatten sich mit Ihrem Gefangenen nach links gewandt. Weit konnte ihr Wagen nicht weg stehen, denn in der Nähe bildete schon die Seitenwand die natürliche Grenze.

Suko schlüpfte durch den Spalt. Er tat es so geräuschlos wie möglich und war auch kaum zu hören, als er wieder in das Innere der Tiefgarage hineinging.

Etwa fünf Schritte von ihm entfernt hatten die beiden Typen angehalten. Der Kerl im dunklen Anzug, breit wie ein Schrank, hielt Abe Douglas fest. Der Mann mit dem hellen Jackett hatte den Wagenschlüssel hervorgeholt und war dabei, das Schloss des geländegängigen Chryslers zu öffnen. Eine Situation, wie sie für den Inspektor nicht besser sein konnte.

Leider hatte es Suko nicht geschafft, sich eine Waffe zu besorgen, doch er brauchte in diesem Fall kein Schießisen. Lautlos lief er auf die kleine Gruppe zu, und nach dem zweiten Schritt schon berührte er seinen Stab. Normal laut rief er das Wort.

»Topar!«

Für die Dauer von fünf Sekunden beherrschte Suko die Szene! Er nicht, aber die drei anderen waren erstarrt. Die alte Magie des Buddha hatte die Zeit gestoppt. Nur der Träger des Stabs bewegte sich, und das war Suko.

Er handelte sehr schnell, aber ruhig und gezielt. Durch die Starre gelang es dem Bullen nicht mehr, den G-Man festzuhalten. Er konnte nicht nachgreifen, und deshalb rutschte ihm Abe Douglas aus dem Griff und sackte auf dem Boden zusammen. Zwischen seinen Füßen und der Seite des Autos blieb er liegen.

Suko kümmerte sich um den Mann mit dem hellen Jackett. Für ihn war es wichtig, an eine Waffe zu kommen. Noch innerhalb der Zeitspanne tastete er ihn ab, und fast wie von selbst rutschte ihm eine Beretta in die rechte Hand. Er verschwendete kaum einen Gedanken daran, aber eine zweite Waffe fand er ebenfalls.

Er steckte den .38er ein, ging zurück, da war die Zeit auch schon um. Jeder bewegte sich, aber es war für Master und den Bullen eine völlig neue Situation.

Nicht nur, dass Abe Douglas am Boden lag, sie hörten auch eine fremde Stimme hinter sich. »Die Hände auf das Dach und keine Bewegung!«

Es hatte sie getroffen, das war zu sehen, denn sie schrakten zusammen. Master drehte sich um, während der Bulle den Atem scharf ausstieß.

»Keine Bewegung, habe ich gesagt!«

Master hielt sich nicht daran. Er schüttelte den Kopf. »Verdammt, wo kommst du her?«

»Aus der Hölle. Und da bist du auch gleich, wenn du nicht tust, was ich will.«

»Scheiße, das ist nicht wahr.« Er hatte die Arme angewinkelt und halb erhoben. Mit den Ellenbogen streifte er dabei über sein Jackett hinweg, doch er vermisste den Druck der Waffen, und da wurde ihm klar, dass sie sich in Sukos Besitz befanden. Selbst bei diesem Schummerlicht war zu sehen, dass er bleich wurde.

Suko achtete auch auf den anderen. Der hatte zwar seine Pranken auf das Dach gelegt, sich allerdings gedreht, und so schaute er in Sukos Richtung.

»Drehen Sie sich um!« befahl Suko.

Master grinste. »Nein, das werde ich nicht. Ich glaube auch nicht, dass du ein Zauberer bist. Was hast du gemacht?«

»Umdrehen!«

»Moment mal, Mister. Du weißt nicht, mit wem du dich anlegst. Wir sind nicht irgendwer. Wir gehören zu einer Organisation, die dich wie ein Staubkorn zermahlen kann. Wir arbeiten für die Regierung ... «

»Ich weiß.«

»Gut, dann ... «

»Drehen Sie sich trotzdem um, und legen Sie beiden Hände auf das Wagendach!«

»Was passiert dann?«

»Wollen Sie sterben?«

Jemand lachte. Es war nicht Master, sondern Bulle. »Hau ab, Chinese«, sagte er, »sonst mach ich dich fertig.«

»Für Sie gilt das gleiche!«

Bulle wollte es nicht glauben. Seine Hände berührten das Wagendach, doch er benutzte es plötzlich als Stütze und schnellte sich ab. Er war geschmeidig und bei Gott nicht langsam. Während der Rückwärtsbewegung fuhr seine rechte Hand unter das Jackett, und wie er sich bewegte, das ließ schon auf eine gewisse Routine schließen.

Er wollte die Waffe ziehen und feuern. Halb hatte er sie heraus, da schoss Suko.

Der Inspektor hatte nicht auf die Brust des Mannes gezielt, weil er den Mann nicht töten wollte. So traf die geweihte Silberkugel die rechte Schulter des Agenten. Der Schlag war gewaltig. Er stieß den Mann bis zur Wand zurück, wo er sich nicht mehr halten konnte und zusammenbrach. Der rechte Arm sackte ebenfalls nach unten, aber Bulle hatte es trotzdem geschafft, seine Waffe festzuhalten. Jetzt griff er mit der Linken danach.

»Lass es!«

Bulle gehorchte nicht. Zugleich holte Masters zu einem mörderischen Karateschlag aus, was Suko glücklicherweise aus dem Augenwinkel mitbekam.

Er warf sich zurück, senkte die Beretta und schoss noch in der Bewegung. Bulle wurde wieder getroffen, bevor er seine Kanone auf das Ziel einpendeln konnte.

Was mit ihm passiert war, wusste Suko nicht, denn Master griff erneut an. Sein erster Schlag hatte nicht getroffen. Er sprang in die Höhe und trat zu.

Seine Hacke erwischte Sukos Brust und kratzte auch über das Kinn hinweg. Der Inspektor musste zurück. Er prallte gegen ein anderes Fahrzeug und sah Master erneut auf sich zustürmen, diesmal wie ein Boxer, der seine Fäuste schwingt.

Suko ging in den Mann hinein. Den linken Arm riss er als Deckung hoch, mit der rechten Hand schlug er zu und fand auch die Lücke. Der Lauf der Beretta erwischte Master an der Stirn. Suko hörte noch das klatschende Geräusch, dann war der Angriff gestoppt. Der Mann stand schwankend auf der Stelle. Auf der Stirn war die Haut aufgeplatzt. Blut sickerte nach außen, und der Blick des Kerls wurde allmählich glasig. Mit der Handkante schlug Suko kurz und knapp noch einmal zu, dann war auch Master ausgeschaltet.

Der Kampf war blitzschnell abgelaufen, und es hatte auch keine Zeugen gegeben. Dafür gab es einen Toten, denn Sukos zweite Kugel hatte Bulle tödlich getroffen.

Er lag neben der Wand. Suko wusste, dass er ihn nicht hier liegen lassen konnte. Zum Glück gab es im Chrysler Platz genug. Suko lud den Mann rasch ein und legte ihn auf die Ladefläche. Danach kümmerte er sich um den Kerl mit dem hellen Jackett, das nicht mehr so leuchtete, weil der Boden verdammt schmutzig war. Master wurde auf den Rücksitz verfrachtet, ebenso wie Abe Douglas, der schon leise stöhnte, als Suko ihn anhub. Lange würde er nicht mehr bewusstlos bleiben, das stand fest. Um etwas sicherer zu sein, fesselte Suko Master mit dessen eigener Krawatte. Dann schnallte er seinen Freund Abe Douglas auf dem Beifahrersitz an und stieg selbst ein, nachdem er den Wagenschlüssel aus dem Türschloss geholt hatte.

Ein erster Erfolg war ihm gelungen. Da hatte ihm das Glück zur Seite gestanden. Aber Suko wusste auch, dass er den Kampf noch nicht gewonnen hatte.

Nur hier unten wollte er nicht mehr bleiben. Er hielt nur noch einmal an, um zu zahlen. Anschließend fuhr er so rasch wie möglich aus dieser unterirdischen Welt heraus.

Er wurde das Gefühl nicht los, einen wichtigen Fang gemacht zu haben. Wenn ihn jemand auf die Spur seines Freundes John Sinclair bringen konnte, dann dieser Typ mit der hellen Jacke, wenn er aus seiner Bewusstlosigkeit erwacht war ...



Die Gestalt bewegte sich wie der Killer auf dem Friedhof. Geschmeidig und sicher, fast wie ein Affe, obwohl er das nicht war. Er hatte von beiden etwas. Von einem Menschen und von diesem Primaten.

Nicht weit von mir entfernt kam er auf. Er sackte kaum zusammen und federte sich locker ab. Sein Maul hatte er aufgerissen. Daraus drangen mir wütende Laute entgegen, die sich irgendwie künstlich anhörten.

Ich wusste, wie stark er war. Für mich zumindest war es unmöglich, ihn mit bloßen Händen zu besiegen, aber ich besaß noch das Beil, dessen Klinge so scharf geschliffen war.

Das Wesen griff noch nicht an. Es hüpfte in einem Kreis vor mir her und schrie mich dabei an. Ob es die Gestalt aus dem Käfig war, wusste ich nicht. Die andere Seite konnte durchaus noch mehrere dieser Gestalten hier verborgen halten.

Seine breiten Füße schlurften über den Boden. Er hatte sehr lange Finger, die dicht behaart waren, und er blieb bei seinem Kreis, den ich natürlich auch ging, allerdings nicht so schnell, denn ich bewegte mich mehr auf der Stelle.

Dass er töten wollte, stand für mich fest. Ich wollte auch, dass er angriff und lockte ihn. »Na komm ... komm schon her! Du willst doch meinen Tod ... «

Der Mensch-Affe hatte mich gehört. Er schickte mir ein Fauchen und Schreien entgegen. Sein Maul schloss er nicht. Wahrscheinlich wollte er auch rasch genug zubeißen können, wenn er mich einmal gepackt hatte.

Ich machte den Anfang. Mit einem langen Schritt ging ich ihm entgegen und schnitt ihm dabei den Weg ab. Für einen Moment war das Wesen irritiert, es hielt sogar inne, was mich noch mutiger machte, denn mit dem nächsten Schritt geriet ich in seine Reichweite.

Er sprang. In der Luft wurde er zu einem zappelnden Wesen mit ausgebreiteten Armen und Beinen. Er wollte mich zu Boden wuchten, um dann richtig über mich herfallen zu können.

Das gelang ihm nicht. Mit einer Drehbewegung wich ich aus und schlug mit dem Beil zu. Das Wesen konnte nicht ausweichen.

Die Schneide erwischte seinen Körper dicht unter dem rechten Arm. Sie blieb für einen Moment stecken, bevor ich sie wieder hervorzerzte. Dabei jaulte die Mutation wie ein getretener Hund.

Sie war verletzt. Blut drang aus der Schnittwunde. Sie hockte am Boden. Das Gesicht jämmerlich verzogen. Für einen winzigen Augenblick tat mir das Wesen leid. Es war kein Tier, es war auch kein Mensch, aber schlimme Menschen hatten aus ihm das gemacht, was es jetzt war. Das Gesicht glänzte. Es war nur teilweise mit Fell überzogen; in Höhe des Mauls schimmerte die Haut ölig.

Der Kopf ruckte nach rechts. Die Augen starteten gegen die Wunde. Ich hätte jetzt die Chance gehabt, ihm die Klinge in den Schädel zu treiben, aber da war die innere Mauer, die ich nicht überspringen konnte.

Er hüpfte zur Seite. Nicht mehr so schwungvoll wie noch beim Herabgleiten. Seine Augen waren und blieben geöffnet. So geriet er auch in einen Lichtstrahl hinein, der ihn für einen Moment anleuchtete, so dass er einen Schatten warf.

Der Schatten glitt weiter, sein Körper glitt, aber plötzlich zuckten beide herum. Ich hörte den schrillen Schrei. Er war wie ein Signal aus der Trillerpfeife, und es erfolgte der zweite Angriff. Er hatte Kraft sammeln können, und er sprang mich mit einer Wucht an, die mich erschreckte. Als so schnell hatte ich ihn nicht eingeschätzt. Deshalb gelang es mir auch nicht, ihm auszuweichen. Seine Hände fanden meine Schultern. Genau dort krallte er sich fest. Er stieß seinen Kopf mit dem noch immer offestehenden Maul vor, um dann zuzubeißen, wenn er mein Gesicht erwischte.

Es blieb mir nur eine Möglichkeit. Ich riss das Beil hoch und brachte die Schneide zwischen mein Gesicht und dem Maul. Dass ich dabei zurückgedrückt wurde, war mir kaum bewusst.

Ich erlebte nur, wie die Mutation den Biss nicht mehr stoppen konnte, aber dabei nicht das Ziel erreichte, das vorgesehen war. Er biss in die scharfe Klinge hinein.

Es war furchtbar. Sein Blut spritzte mir ins Gesicht. Noch immer klammerte sich der Mensch-Affe fest. Die Klinge schnitt sein Maul weiter auf, wie eine Schere, und ich hieb ihm die linke Faust gegen den Brustkasten.

Der Schlag reichte aus, um mich endlich befreien zu können. Die Mutation fiel nach hinten. Sie überschlug sich, schlug dabei die Krallen in das halb zerfetzte Gesicht. Jetzt handelte das Wesen wie ein Tier. Es kümmerte sich nicht mehr um mich und kroch von mir weg. Wie ein zuckender Schatten glitt es über den Boden.

Ich blieb stehen. Ich hatte diesen Kampf gewonnen. Nur fühlte ich mich alles andere als glücklich. Ich merkte auch, wie mich ein Schwindel überkam.

Von der Klinge fielen die letzten, roten Tropfen. Sie klatschten auf den Boden neben meinen Füßen.

»Na, du Held?« höhnte die Lautsprecherstimme. »Fühlst du dich jetzt als Sieger?«

Der Unsichtbare erhielt von mir keine Antwort. Ich stand einfach nur da und schaute zu Boden. Mir war ein erster Gegner geschickt worden, aber weitere würden folgen.

Allmählich beruhigte sich mein Kreislauf. Das Rauschen in den Ohren verstummte. Ich nahm die Geräusche in der Umgebung wieder normal wahr. Sofort fiel mir der unterschiedliche metallische Klang auf, der von oben auf mich herabwehte.

Nur langsam hob ich den Kopf. Es war noch nichts zu sehen. Wer immer da kam, er hielt sich zurück. Aber es war nicht nur einer, sondern mehrere, die ihre Zellen verlassen hatten und nun erfahren wollten, was in diesem Zentrum geschehen war.

Diesmal lachte die Lautsprecherstimme. »Hör genau hin, Sinclair. Ist es nicht gut? Bist du nicht auch der Meinung, dass dich alle sehen und auch ausprobieren wollen, wie stark du wirklich bist? Ich habe ihnen den Befehl gegeben, dich zu besuchen. Und sie haben gehört. Alle diejenigen, die sich hier aufhalten. Kleine Laborunfälle ebenso wie Killer und Irre. Alle werden sie erscheinen, um dich zu sehen, Sinclair. Sie lieben die Helden. Jeder von ihnen fühlt sich selbst wie ein Held, und sie müssen es immer wieder bestätigt bekommen. Das ist nun mal so. Das sind die Regeln hier.«

Ich sagte zunächst nichts, weil ich Luft brauchte. Dann brach es aus mir hervor. »Ja, Mörder und Killer. Kreaturen, die von Verbrechern gezüchtet wurden. Verdammt noch mal, was ist das hier für ein Theater? Sind alle dem Wahnsinn verfallen?«

»Das Leben ist der Wahnsinn, Sinclair. Die meisten wissen es nur nicht. Sie denken, dass alles normal läuft. Sie glauben auch daran, was man ihnen vorsetzt. Die schöne und bunte Welt aus der Glotze. Aber die Realität sieht anders aus. Sie ist nicht so bunt, und du hast die Chance, sie hier zu erleben. Das ist sie doch, Sinclair. Hier lauert die wahre Macht, nichts ist Schein, alles ist Sein.«

»Du kannst dir deine Philosophie irgendwo hin stecken!« brüllte ich ins Leere hinein. »Ich akzeptiere es nicht. Das Leben besteht nicht nur aus Mitgliedern irgendwelcher genmanipulierter Wesen. Soweit sind wir zum Glück noch nicht.«

»Stimmt. Nur sind wir auf dem besten Weg dorthin. Hier ist das beste Beispiel. Die Mischung aus Mensch und einem Affen. Ist es nicht ein erster Schritt? Natürlich fallen beim Hobeln Späne ab, aber wenn die großen Geister den Weg erst gefunden haben, kann niemand sie stoppen. Dann werden wir tolle Kreaturen züchten und mit ihnen auch Kriege führen können. Der erste Schritt ist getan. Weitere werden folgen. Das müssen bald alle begreifen. Diejenigen, die sich jetzt noch gegen die Forschungen stemmen, werden bald zu den Verlierern gehören, Sinclair. So wie du ... «

Nach dem letzten Wort brach die Stimme ab. Es folgte nichts mehr, und ich blieb in der Stille stehen. Ich hatte mich auf das Gespräch konzentrieren müssen und dabei meine Umgebung vernachlässigt. Jetzt fiel mir wieder ein, dass ich die Schritte gehört hatte. Der Schall, der von oben an meine Ohren gedrungen war.

Ich schaute hoch. Der Sprecher hatte nicht gelogen. Dank seiner Befehle war es den Kreaturen und auch den normalen Menschen gelungen, ihre Zellen zu verlassen.

Sie standen an den Geländern und schauten auf mich herab. In der ersten und auch der letzten Etage hatten sie sich aufgebaut. Sie sprachen kein Wort und glichen den Figuren eines Künstlers, der sie für eine Ausstellung geholt hatte. Sie bewegten sich auch nicht.

Das Licht war schlecht. So war es mir nicht möglich, zu erkennen, wer Mensch oder wer Mutation war.

Der Anblick war schlimm. Als noch schlimmer allerdings empfand ich die Stille. Zusammen mit den Gestalten auf den Galerien bildete sie eine finstere Drohung.

Es gab für mich keinen Ausweg. Wohin ich auch lief, ich konnte ihnen nicht entkommen. Und der Sprecher oder der Chef dieses Zuchthauses hatte ich auch nicht zu Gesicht bekommen. Es war fraglich, ob ich ihn überhaupt jemals sehen würde.

Wo gab es einen Ausweg?

Vielleicht dort, wo sich die breite Gittertür befand? Von dort aus musste der Weg zu den anderen Räumen des Zuchthauses führen.

Die starren Gesichter glotzten weiterhin nach unten. Masken, Fratzen, die zu Gestalten gehörten, die darauf warteten, dass ich etwas unternahm.

Nein, so lange warteten sie nicht. Sie verhielten sich wieder wie nach einem gemeinschaftlich erhaltenen Befehl. Wer den Ausschlag gegeben hatte, erfuhr ich nicht. Aber die Starre löste sich.

Jeder wusste genau, welchen Weg er zu nehmen hatte. Dabei spielte es keine Rolle, wohin sie gingen, denn alle Wege führten zu den Treppen. Und diese wiederum endeten unten in der Arena, in der ich als einsamer Gladiator stand ...



Im Handschuhfach hatte Suko zwei Dosen mit Wasser gefunden. Auch wenn die Brühe ziemlich warm geworden war, er riss die Laschen trotzdem ab und flößte dem neben ihm sitzenden Abe Douglas etwas von der Flüssigkeit ein, wobei er auch Wasser über dessen Gesicht kippte.

Er fuhr nicht mehr. Der Wagen stand jetzt auf einem Parkplatz, der zu einem großen Supermarkt oder Shopping Center gehörte. Wer hier stand, der hatte andere Sorgen, als sich um den Nachbarn zu kümmern. Außerdem parkte Suko an der Einfahrt, wo die wenigsten standen, weil sie von dort zu weit zu den Geschäften zu laufen hatten.

Der Tote lag auf der Ladefläche hinter dem Rücksitz, auf dem Master mehr hing als saß. Er war noch immer bewusstlos. Im Gegensatz zu Abe Douglas, dem das Wasser gut getan hatte.

Suko gönnte dem G-Man noch einen Schwall Wasser und lachte leise, als er Abe prusten hörte. »Na, wieder da?«

Douglas sagte nichts. Aber er hatte die Worte gehört, denn seine Haltung war angespannter geworden. Zudem waren die Augen nicht mehr geschlossen, und sehr langsam drehte er den Kopf nach links.

Suko saß auf dem Fahrersitz und hatte sich dem Freund ebenfalls zugedreht. Abe Douglas riss die Augen noch weiter auf. »Nein!«

»Doch«, sagte Suko.

»Das ist ein Traum. Ich spinne! Ich bin ... «

»Du bist in New York. Du sitzt in einem Chrysler, und ich bin keine Fata Morgana.«

Douglas schloss die Augen wieder. Er musste den positiven Schock erst verdauen. Dann fasste er Suko an und flüsterte: »Verdammt, es ist doch kein Traum.«

»Deshalb sollten wir auch so schnell wie möglich reden und zur Sache kommen. Ich befürchte, dass wir nicht mehr viel Zeit haben.«

»Worüber reden?«

»Über dich und über John.«

Der G-Man war noch immer benommen, aber er gehörte auch zu den Männern, die eine harte Schule hinter sich hatten und sich so leicht nicht von den Beinen holen ließen. »Ist schon gut«, sagte er und trank die Dose mit einigen Schlucken leer. Er fluchte auch über seine Kopfschmerzen, aber er erklärte gleichzeitig, dass sie sich ertragen ließen.

Suko stellte zunächst keine Fragen mehr. Statt dessen schaute er sich immer wieder draußen um. Er rechnete mit allem, auch mit Verfolgern, doch auf dem Parkplatz zeigte sich nichts Verdächtiges, keine Typen, die ihm aufgefallen wären. Wer sich hier bewegte, der ging einkaufen und hatte nichts anderes im Sinn.

Douglas drückte die leere Dose zusammen und warf sie auf den Boden zwischen seine Beine. Es ging ihm wieder so gut, dass er reden konnte. Suko hörte ihm aufmerksam zu. Es war wichtig für ihn, auch Details des letzten Falls zu erfahren. So wusste er mehr über das Satansgrab und dessen Inhalt. Er war schockiert, als ihm sein Freund mehr über dieses genmanipulierte Wesen erzählte. Dabei wurde ihm klar, dass er und John eine Entdeckung gemacht hatte, die sie nicht hätten machen sollen.

Natürlich bauten sich Fragen auf. »Warum hat denn die NSA nicht zuvor eingegriffen und diesen Beweis verschwinden lassen?«

»Keine Ahnung. Vielleicht wollten sie es noch. Vielleicht auch nicht. Oder sie haben ihm extra die Freiheit gelassen. Jedenfalls mussten wir aus dem Verkehr gezogen werden.«

»Und was passiert mit den beiden Typen, die übriggeblieben sind? Sie waren doch die Hüter der Kreatur und Mitwisser.«

»Keine Ahnung. Kann sein, dass man sie auch eingeweiht hat. So genau bin ich darüber nicht informiert. Man hat mir ja keine Chance gelassen, und John ebenfalls nicht.«

»Das weiß ich mittlerweile.«

Abe Douglas presste für einen Moment seine Hände gegen die Schläfen. Er musste sich sammeln, um weitersprechen zu können. Der Rest war im Prinzip schnell erklärt. Er wurde aus dem Gefecht gezogen. Ihn ereilte das gleiche Schicksal wie John Sinclair, aber er wusste nicht, wo John hingebracht worden war.

»Wahrscheinlich dorthin, wo du auch gelandet wärst«, sagte der Inspektor.

»Ja, das ist möglich.«

»Nicht nur das«, erklärte Suko. »Es ist sogar sicher. Und es gibt einen, der genau Bescheid weiß.« Er deutete nach hinten.

»Master?«

»Heißt er so?«

Abe nickte.

»Dann werden wir ihn fragen«, erklärte der Inspektor lächelnd. »Und zwar so schnell wie möglich.«

Douglas knetete seinen Hals. »Mach du es, Suko. Ich fühle mich noch nicht fit.«

»Keine Sorge, darauf freue ich mich.« Suko holte die Beretta hervor. »Die habe ich ihm abgenommen. Du kannst dir vorstellen, wem sie gehört.«

»Natürlich. John.«

»Eben.«

»Und weiter?«

»Er muss sich bereits dort aufhalten, wohin du gebracht werden solltest.« Suko verengte seine Augen.

»Sie werden sich ein Versteck ausgesucht haben. Wenn die NSA etwas durchzieht, dann richtig. Hast du eine Vorstellung, was es sein könnte?«

Douglas verneinte. »Es, gibt viele Orte, über die uns nichts bekannt ist. Sie alle werden von der NSA kontrolliert. Geheime Verstecke und so weiter. Ich jedenfalls kenne mich leider nicht aus. Das FBI ist zwar mächtig, doch gegen die andere Konkurrenz kommt es nicht an. Wir müssen kuschen.«

»Ich nicht!« erklärte Suko. Er stieg aus und öffnete eine der Hintertüren, um in den Fond zu klettern. Dort lag Master auf dem Sitz, die Hände mit seiner Krawatte auf dem Rücken gefesselt. Suko hatte ihn nicht eben sanft behandelt. Aus der aufgeplatzten Stirnwunde war der Blutfaden geronnen und hatte einen roten Streifen hinterlassen, der das Gesicht in zwei Hälften teilte.

Beim Einsteigen hatte Suko den Mann nicht aus den Augen gelassen und festgestellt, dass dieser bereits aus seiner Bewusstlosigkeit erwacht war. Zwar befand er sich noch nicht im Vollbesitz seiner Kräfte, aber er konnte sprechen.

Suko schüttelte ihn. Master stöhnte. Von seiner eleganten Erscheinung war nicht mehr viel übriggeblieben. Er wirkte jetzt schmutzig. Sein helles Jackett schien als Abtreter benutzt worden zu sein.

»Ich habe keine Lust, hier lange mit dir Faxen zu machen«, sagte der Inspektor. »Entweder reden wir, oder ich werde sauer. Das kann nicht gut für dich sein. Hier geht es um meinen Freund, und es ist mir egal, welcher Truppe du angehörst. Sie wird dir nicht helfen können. Aber du kannst dir selbst helfen.«

Master verstand diese Sprache. Er öffnete die Augen und schaute Suko mit verhangenem Blick an. »Was willst du?«

»Nur wissen, was ihr mit John Sinclair angestellt habt.«

»Vergiss es. Vergiss ihn.«

»Genau das werde ich nicht tun.«

Master stöhnte. »Es gibt keine Chance für ihn, verdammt. Er ist schon so gut wie tot. Oder er ist sogar tot. Er hat zuviel gesehen. Er musste aus dem Verkehr gezogen werden.«

»Dann will ich seine Leiche sehen.«

»Kannst du nicht. Die wird zerrissen.«

»Von wem?«

Master lachte und prustete zugleich. »Frag diesen Douglas. Er hat ihn auf dem Friedhof gesehen. Es gibt nicht nur einen Primaten, sondern mehrere.«

»Eure misslungenen Versuche?«

»Nicht unsere.«

»Aber ihr wisst Bescheid.«

»Wir sind die Aufräumer«, flüsterte Master. »Es muss ja einen geben, der die Drecksarbeit übernimmt. Gewisse Dinge dürfen nicht an die Öffentlichkeit gelangen, und Sinclair hat etwas gesehen, was er nicht sehen sollte. Das ist alles.«

»Wie auch Douglas.«

»Ja.«

»Was soll mit ihm geschehen?«

»Wir hätten ihn weggebracht.«

»Soweit waren wir schon. Wohin?«

»In ein Sanatorium. «

»Wie nett.« Suko grinste bissig. »Wobei ich mir wirklich sehr gut vorstellen kann, wie ein solches Ding aussieht, Einsam stehend, von aller Welt verlassen und vergessen und nur gewissen Fachleuten zugänglich. Ist das nicht so?«

»Vielleicht.«

»Und du wirst uns hinführen!« erklärte Suko.

Master verdrehte die Augen. Dabei zuckten seine Lippen. Suko wusste nicht, ob er ein Lächeln andeuten wollte oder in irgendwelchen Erinnerungen schwelgte. Jedenfalls atmete Master tief ein. Dabei stöhnte er und fand erst danach eine Antwort. »Es hat keinen Sinn. Sie werden ihn längst erwisch haben.«

Auch dem geduldigsten Menschen riss einmal der Faden. Bei Suko war es nicht anders. Er zog die Beretta und drückte die Mündung gegen Masters Stirn. »Du kannst wählen, mein Freund, und es ist mir völlig egal, wer dich bezahlt. Ob die Regierung oder die Mafia. Ich will meinen Freund finden, und ich will auch vor seiner Leiche stehen und sie mit eigenen Augen sehen, wenn es denn sein muss. Du bist der einzige Trumpf, den wir haben, und wir werden ihn ausspielen, darauf kannst du dich verlassen. Ist das klar?«

Master grinste dünn. Auf der Oberlippe glänzte ein Schweißfilm. »Ich kenne die Regeln«, sagte er mit leiser Stimme. »Wenn du mich erschießt, wird es dir nichts bringen. Da kommen wir auch nicht weiter. Du wirst den Ort nie finden.«

»Ich werde dich nicht erschießen.«

»Wir rücksichtsvoll.«

»Aber ich kann dich zwingen. Eine Kugel ins Bein, in den Arm werden dich zum Überlegen zwingen. Außerdem darfst du nicht vergessen, dass schon eine Leiche im Wagen liegt. Dein Freund hat sich einfach zu stark gefühlt und es nicht überstanden.«

»Das wird dir auch noch leid tun.«

»Zunächst will ich etwas anders. Und ich habe nicht viel Zeit. Da sind nicht nur die Minuten, sondern auch die Sekunden kostbar. Ich an deiner Stelle würde reden.«

Master überlegte. Suko hätte einiges darum gegeben, seine Gedanken lesen zu können. Die aber blieben hinter der Stirn des Mannes verborgen, der schließlich so etwas wie ein Nicken andeutete, auch wenn es ihm schwer fiel.

»Sie liegt im Norden. An der Küste. Es sind zwei Stunden Fahrt von hier.«

»Ist es eine einsame Gegend?«

»Ja. Ein ehemaliges Zuchthaus.«

»Leer?«

»Nein, es gehört der Organisation. Wir haben es übernommen. Es ist unser Sanatorium.«

»Bravo. Welch angenehme Umschreibung für ein Folterhaus. Ihr seid sehr kreativ. Doch es ist bestimmt nicht leer.«

»Nein.«

»Wen finde ich noch, abgesehen von John Sinclair?«

»Typen, die uns nicht genehm sind.«

»Und weiter?«

Master sträubte sich etwas. Aber Sukos Blick und auch der Druck der Waffe nagelten ihn fest. »Es sind diejenigen, die den Wissenschaftlern nicht so perfekt gelungen sind, wenn du verstehst. Man hat sie ebenfalls eingesperrt. Man hätte sie auch töten können, aber man wollte sie beobachten.«

»Dann leben sie mit normalen Menschen zusammen.«

»Ja, auch wenn es Killer sind. Typen, die wir nicht in unserem Land haben wollen, die verschwinden mussten. Sie haben dort alles. Sie können sich das Essen zubereiten, sie können schlafen, miteinander reden, sie können nur nicht raus.«

»Und sie können sich totschiessen, wie?«

Master zuckte die Achseln.

»Und wer bewacht das Sanatorium?«

»Es bewacht sich selbst.«

Suko wollte es nicht glauben, aber er brauchte nur in Master Gesicht zu sehen, um zu erkennen, dass der Kerl ihm keinen Bären aufgebunden hatte.

»Wie können sie sich selbst bewachen?«

»Elektronik. Ein Versuch. Einer, der schon fortgeschritten ist. Man benötigt keine Menschen mehr. Die Zukunft hat nicht nur begonnen, wir stehen mittendrin. Das ist in der Festung ausprobiert worden. Ich weiß es genau.«

Abe Douglas, der sich gedreht hatte und nach hinten schaute, mischte sich ein. »Ich denke, dass wir ihm glauben können. Zwar kann ich dir nichts Konkretes sagen, Suko, aber ich glaube, davon schon einmal gehört zu haben.«

»Was meinst du damit?«

»Es geht um die Bewachung. Man will sie effektiver und von Menschen unabhängiger machen. Daran forschen Spezialisten.«

»Okay, wir werden sehen.« Suko zog die Waffe zurück. »Kannst du fahren, Abe?«

»Das schaffe ich schon.«

»Gut.« Suko zog die Beutewaffe und reichte sie dem G-Man.

»Steck sie ein, du wirst sie bestimmt brauchen können. Halte dann später an einer einsamen Stelle an. Ich denke, dass auch der Tote noch bewaffnet ist. Ich will ihn nur nicht hier untersuchen.«

Douglas rutschte auf den Fahrersitz. Suko blieb neben Master sitzen. Sicherheitshalber überprüfte er die Fessel. Der Knoten der Seidenkrawatte saß nach wie vor sehr fest.

Als Abe Douglas den Chrysler startete, dachte Suko wieder an seinen Freund Sinclair. Wenn alles stimmte, was Master gesagt hatte, bestand durchaus die Möglichkeit, dass er nicht mehr lebte. Der Gedanke ließ Suko erschauern ...



Ja, ich lebte noch, aber es ging mir nicht gut, obwohl ich einen Gegner aus der Welt geschafft hatte. Als einzige Waffe war mir das kleine Beil geblieben. Sie wirkte irgendwie lächerlich im Vergleich zu den Typen, die sich langsam in Bewegung gesetzt hatten und die Stufen der Treppen hinabstiegen.

Auch wenn das Licht nicht strahlend hell war, so konnte ich sie doch erkennen. Sie glichen Wesen, die sich in der Mitte zwischen Licht und Schatten aufgebaut hatten. Dabei verschwammen für mich die Unterschiede zwischen den normalen Menschen und den Kreaturen, die genmanipuliert waren.

Einen Affen entdeckte ich nicht. Möglicherweise hielt er sich noch im Hintergrund, aber die anderen reichten auch aus. Sie glichen Marionetten, und deshalb sahen sie trotz ihrer Unterschiede auch alle irgendwie gleich aus.

Jeder von ihnen schien unter Drogen zu stehen. Marionettenhafte Bewegungen trieben sie voran. Sie hielten ihre Köpfe gesenkt, aber jeder schaute in meine Richtung. Ich war der Mittelpunkt, ich war das Ziel. Hinter diesen Mauern war die Zeit unwichtig geworden, und so verhielten sich die Gefangenen auch. Sie gingen nie schneller, aber auch nie langsamer. Sie behielten ihr Tempo bei, und ich konnte mir leicht ausrechnen, wann sie mich erreicht hatten.

Bei jeder Berührung der Stufen vibrierten sie leicht und gaben Geräusche ab. Es waren die einzigen, die ich hörte. Ansonsten erreichte kein Wort, kein Atemzug, kein Lachen oder Stöhnen meine Ohren. Was da auf mich zukam, war eine stumme Armee, die sich durch nichts stoppen lassen würde.

Ich suchte nach einem Ausweg. Es gab ihn, doch es stellte sich die Frage, ob es ihn auch für mich gab. Dieser Ausgang war nicht einmal zu weit entfernt, und ich dachte zudem daran, dass es jemand geben musste, der mit mir gesprochen hatte. Zumindest einer hatte hier die Kontrolle. Einer, der alles sah und überblickte, jeder Bewegung meinerseits wahrnahm und mich nicht aus der Kontrolle ließ.

Noch gab man mir Zeit, mich um den >Ausgang< zu kümmern. Bisher war jede Tür offen gewesen, und so hoffte ich, dass es auch bei der neuen der Fall sein würde.

Ich lief hin. Der Gang war breiter als der im oberen Bereich. An den Wänden und nahe der Decke liefen dicke Kabelstränge entlang, die bald hinter Putz im Mauerwerk verschwanden. Die Tür selbst war breiter als die anderen, auch die Dicke der Stäbe hatte sich verändert. Ich sah ein altmodisches Schloss, das ich irgendwie nicht akzeptieren konnte, weil ich den Eindruck hatte, dass es ausschließlich zur Verzierung diente oder ein Relikt aus der Vergangenheit war.

Vor dem Hindernis blieb ich stehen.

Die Lampen unter der Decke strahlten ein düsteres Licht ab. Es fing sich auf den dicken Gitterstäben und gab ihnen einen bläulichen Schimmer. Die Lücken dazwischen waren breiter als bei den anderen Türen und ermöglichten mir einen besseren Blick hinter die Tür.

Ein Gang! Wie hätte es auch anders sein können? Jedoch einer, der sich im Hintergrund verbreiterte, und ich glaubte auch, dort irgendwelche Gegenstände zu sehen.

Die Beretta hatte man mir abgenommen, nicht aber die kleine Leuchte. Die steckte noch in meiner Hosentasche. Es war Zeit genug, den Gang vor mir auszuleuchten.

In der Mitte der Tür setzte ich den Strahl an, der wie ein scharfes, helles Messer das Zwielicht durchschnitt und auch den Punkt erreichte, an dem sich der Gang verbreiterte. Dort gab es etwas.

Zuerst sah ich ein Möbelstück. Es erinnerte mich an einen Schreibtisch, dessen Oberteil in einer schrägen Bauweise geschaffen war. Bei genauerem Hinsehen war es kein Schreibtisch, sondern eine Konsole. Ich schwenkte die Lampe etwas nach links, so dass der Strahl über die viereckigen Augen der Konsole glitt.

Monitore! Eingeschaltete, auch wenn das von ihnen ausströmende Licht ziemlich düster war. Es reichte aus, um die Gestalt zu sehen, die vor dem Monitor saß.

Das musste der Wächter sein!

Genau der Mann, der mich angesprochen und dessen Stimme so blechern geklungen hatte. Er saß auf seinem Platz, ohne sich zu bewegen. Das heißt, er bewegte seinen Kopf, denn er musste immer alle Monitore im Auge behalten.

Die dazugehörigen Kameras sah ich nicht. Wer hier überwachte, der hatte sich der modernsten Technik bedienen können. Das Licht störte den Aufpasser nicht, was mich wiederum wunderte. Eigentlich hätte er aus seiner Arbeit hervorgerissen werden müssen, doch er ließ sich nicht stören und starrte den Bildschirm an.

Der Aufpasser war hell gekleidet. Ein Hemd, eine Hose, keine Uniform. Ich wollte das Gesicht sehen und etwas höher leuchten, als ich hinter mir etwas hörte. Sofort war der andere vergessen.

Als ich mich umdrehte und den Strahl die Bewegung mitmachte, dauerte es nur Sekunden, bis ich erkannte, dass mein erster Gegner den Gang bereits betreten hatte.

Hatte ich vorhin diesen Zwerg erlebt, so stand jetzt das Gegenteil vor mir. Ein bulliger Mensch, der in jeden Boxing gepasst hätte. Er trug ein dünnes T-Shirt und eine Schlapperhose, die durch Träger gehalten wurde.

Sein Körper schien nur aus Muskeln zu bestehen. Das Gesicht war glatt, er starrte nach vorn, und als ich den Strahl auf die Augen richtete, reagierte er nicht einmal. Sie blieben leblos und starr. Einer wie er nahm das Licht gar nicht zur Kenntnis.

Dafür kam er auf mich zu. Er setzte seine Beine vor, und bei jedem Schritt schaukelte sein gesamter Körper. Er schien sich beim Gehen selbst Schwung zu geben, und in seinem Gesicht veränderte sich nichts. Es blieb völlig ohne Ausdruck. Und doch hatte er ein Ziel.

Der Mann wollte mich töten, das stand für mich fest. Er würde es tun, ohne Emotionen zu zeigen. Vielleicht war auch er eine Versuchsperson, der man einen Teil seines Gehirns wegoperiert hatte, damit er nur das tat, was man ihm befahl. Er würde morden. Er war möglicherweise auf Neue oder Eindringlinge konzentriert und eine der Versuchspersonen aus der verfluchten Hexenküche verbrecherischer Wissenschaftler.

Das Beil hatte ich noch. Ich hätte auf ihn zulaufen und ihm die Klinge in den Kopf schlagen können. Skrupel hielten ich davon ab. Bei der Mutation war es etwas anderes gewesen. Hier nicht.

Es mochte sinnlos sein, aber ich versuchte es trotzdem und sprach ihn an. »He, bleib stehen, Freund ... «

Er hatte mich gehört, das erkannte ich an seiner Reaktion. Für einen Moment stoppte er auch, dann aber schüttelte er den Kopf und ging einfach weiter. Seine Arme schlugen vor und zurück. Für mich stand fest, dass er nicht stoppen würde. Er war auf mich fixiert und würde erst Ruhe geben, wenn er mich erledigt hatte.

Ich übernahm die Initiative. Bevor er irgend etwas unternehmen konnte, war ich bei ihm. Er riss nicht einmal die Arme in die Höhe, als ich mit dem Beil zuschlug. Es traf die Stirn.

Die catcherähnliche Gestalt stoppte. Sie schüttelte den Kopf. Sie drehte sich. Dann berührte der Rücken die Gangwand, aber der mächtige Kerl brach nicht zusammen. Zum erstenmal gab er ein Geräusch ab. Ein tiefes Brummen oder Stöhnen. Er hob auch die Arme. Ich warf einen Blick auf die Hände und sah Adern dort dick wie Stromkabel, die beinahe schon auf der Haut lagen.

Wieder schlug ich zu. Diesmal von unten nach oben. Ich hörte ein Knacken, schauderte zusammen, und dann erlebte ich einen ersten Erfolg. Die Gestalt zitterte, und dieses Zittern übertrug sich auf die Beine, die nicht mehr in der Lage waren, das Gewicht zu halten. Intervallweise sackte der schwere Kerl in die Knie, und dabei öffnete er den Mund. Ein leises Jaulen drang mir entgegen, mehr schon ein Wimmern, so dass ich Mitleid mit dieser Gestalt bekam. Ich wusste nicht, was man mit dem Mann angestellt hatte, doch ein normales Leben würde er nicht mehr führen können.

Vor mir brach er zusammen. Er setzte sich regelrecht auf seinen Hosenboden und blieb dort auch hocken, weil er die Wand als Stütze in seinem Rücken spürte.

Der Mund blieb weiterhin offen. Dabei wirkte der Unterkiefer wie weit vorgezogen. Ich sah die dicke Zunge und verkniff mir einen dritten Schlag. Statt dessen schaute ich zu den anderen hin, denn ich wollte wissen, wie weit sie gekommen waren.

Sie hatten diesen Catcher als Vorhut ausgeschildet. Zwar befanden sich die meisten noch auf den Treppen, doch einige von ihnen hatten sie bereits hinter sich gelassen und hielten sich im Innenraum auf. Etwas orientierungslos, wie es mir erschien.

Jedenfalls war mir der Rückweg zu diesem Ort hin versperrt. Ich konnte nur noch in eine Richtung. Auch dort versperrte mir ein Gitter das Weiterkommen, aber dahinter hockte der Typ vor der Konsole und beobachtete die Monitore.

Nein, nicht mehr.

Zuerst wollte ich es nicht glauben, aber es war eine Tatsache. Der Beobachter war aufgestanden. Er hatte sich nach links gedreht und kam auf die Gittertür zu ...



Es war ein Bild, das man einfach sehen musste. Ich sah es, auch ohne dass ich hinleuchtete, denn dieses Wesen war einfach nicht zu übersehen. Es bewegte sich mit schweren und zugleich hölzern wirkenden Schritten auf das neue Ziel zu.

Wirklich so schwer und hölzern, dass es mir nicht leicht fiel, an einen Menschen zu denken, auch wenn er die entsprechende Kleidung trug. Er kam langsam, er ging gleichförmig, aber trotzdem anders als der Kerl hinter mir, so dass mir der Begriff ferngelenkt in den Sinn kam.

Ich hatte sie alle erlebt. Zombies oder von Dämonen beeinflusste Personen, die nicht mehr die Herren ihres eigenen Willens waren. So ähnlich erlebte ich auch ihn, aber es war trotzdem anders. Er fiel aus der Reihe. Ich suchte nach einer Erklärung und fand keine, obwohl ich mich auf ihn konzentrierte.

Er kam aus dem Schatten hervor, die ihn entlassen hatten. Sie waren wie Wände, die sich öffneten, und sein Ziel war und blieb die Gittertür, hinter der ich auf ihn wartete.

Je näher er kam, um so mehr Einzelheiten sah ich. Vor der Brust und am Hemd befestigt, entdeckte ich einen ovalen Gegenstand, der mir nicht unbekannt war. Reporter und Gäste in TV-Sendungen trugen oft diese kleinen Mikros vor der Brust, mit denen sie bei den Interviews verkabelt waren. Der Mann hatte also durch dieses Mikro gesprochen, als er sich mit mir unterhalten hatte.

Er ging weiter, und so sah ich ihn deutlicher. Mich interessierte jetzt sein Gesicht, das im ersten Moment sehr glatt aussah, es aber nicht war, denn bei genauerem Hinsehen und auch Hinleuchten sah ich die feinen Falten, die sich dort abzeichneten. Nein, das waren keine Falten, sondern schon Risse, als wäre die Haut mit scharfen Gegenständen bearbeitet worden, ohne dass jedoch Blut geflossen war. Zumindest wies so etwas nicht auf einen normalen Menschen hin. Man musste ihn manipuliert haben. Oder neu geschaffen. Eine Schöpfung der verbrecherischen Wissenschaftler, die diesem Prototyp freie Bahn gegeben hatten.

Prototyp!

Es war exakt der richtige Ausdruck für diese Gestalt, die sich durch nichts von ihrem Weitermarsch aufhalten ließ und dem Gitter der Tür immer näherte kam.

Das Hemd hatte kurze Ärmel. Aus diesem Grunde sah ich auch die nackten Arme. Bei ihnen fiel mir das gleiche auf wie auch im Gesicht der Gestalt. Die Haut war zerrissen. Wie von einer dünnen Messerklinge zerfetzt. Einschnitt reihte sich neben Einschnitt, als hätte er einen besonderen Allergietest hinter sich.

Ich sah kein Blut! Ein Zombie? Ein Ghoul? Gehörte er zu einer Gruppe dieser dämonischen Wesen? Er machte zumindest den Eindruck auf mich. Dagegen sprach jedoch das kleine Mikro an seinem Hemd. Zudem nahm ich auch nicht den für Zombies und Ghouls typischen und ekligen Gestank wahr.

Er war noch einen Schritt von der Gittertür entfernt, als er stehen blieb und mir so die Chance gab, ihn genau anzuleuchten. Ich nutzte die Gelegenheit und richtete das Licht der kleinen Leuchte auf sein Gesicht.

Jetzt interessierten mich besonders die Augen. Ich wollte herausfinden, ob Leben darin steckte.

Zuerst das linke Auge! Nichts. Keine Regung. Dann das rechte. Ich hätte es mir sparen können, denn ich erlebte das gleiche wie beim linken.

Jetzt war ich mir hundertprozentig sicher. Ich wusste nun, dass diese Gestalt nicht mit menschlichen Augen bestückt war. Was dort in den Augenhöhlen steckte, war ein Triumph der Technik, meinetwegen auch der Mikroelektronik.

Es waren künstliche Augen. Und künstlich kam mir auch die gesamte Gestalt vor.

Das Wissen erwischte mich innerhalb einer Sekunde. Diese Festung wurde von keinem Menschen bewacht, sondern von einem Roboter, der dem normalen Menschen schon sehr nahe gekommen war ...



Es gibt immer wieder Menschen, die nicht wissen, wenn sie verloren haben und es auf die Spitze treiben, indem sie angreifen und sich durchsetzen wollen.

Dazu gehörte Master nicht. Er war Realist. Er konnte die Situation richtig einschätzen. Er wusste genau, wann seine Zeit vorbei war und es sich nicht mehr lohnte, den großen Mann zu spielen. Er wartete auf bessere Zeiten.

Sie hatten New York nach Norden verlassen und fuhren in Richtung Connecticut, wobei sie immer dicht an der Küste blieben, das hatte Master geraten.

Abe Douglas war wieder gut drauf. Er lenkte das Fahrzeug, ohne groß zu klagen, und Suko achtete darauf, dass der neben ihm sitzende Master keine unüberlegten Handlungen beging. Master zeigte sich gelassen und schaute teilnahmslos aus dem Fenster.

Der Verkehr war außerhalb der Stadt dünner geworden, obwohl bei diesem Wetter auch Menschen unterwegs waren, die zu den Stränden der Neu-England-Staaten fuhren. Aus diesem Grunde waren auch zahlreiche Wohnmobile unterwegs, die sie allesamt überholten.

Master hatte ihnen den Weg in groben Zügen erklärt. Sie mussten immer nahe der Küste entlang fahren und zunächst auf der breiten Straße bleiben, bis nördlich von Yonkers.

Manchmal konnten sie das Meer sehen. In der Ferne malte es sich als graue Fläche ab, aber so weit lag die Festung nicht vom Wasser weg, wie Master erklärt hatte.

Er war ansonsten sehr schweigsam und brütete nur vor sich hin. Ab und zu warf er Suko einen leicht spöttischen Blick zu, der bewies, dass er sich trotz allem zu den Siegern zählte.

Suko hatte ein paar Mal versucht, ihn auf, den Fall hin anzusprechen. Ebenso gut hätte er sich auch mit einer Leiche unterhalten können. Master hatte zu dem Fall nichts zu sagen. Seine Firma hatte ihn auf Schweigen getrimmt, und daran hielt er sich auch.

Irgendwann fuhr Abe Douglas in eine Parkbucht am Straßenrand und stoppte. Er bat darum, abgelöst zu werden, weil ihm die Kopfschmerzen zu schaffen machten.

Suko übernahm das Steuer und Abe die Überwachung des Mannes. Zuvor durchsuchte Suko noch den Toten und fand eine Luger Pistole, die er einsteckte.

»Schaffst du es?« fragte er kurz vor dem Start.

»Ich halte durch, keine Sorge. Außerdem kann es nicht mehr weit sein.«

Suko wandte sich an Master. »Stimmt das?«

»Ich sage Bescheid.«

Die schwülen, stickigen Temperaturen der Großstadt herrschten hier zwar nicht, dennoch war es heiß, und auch der Atlantikwind brachte nicht viel Kühlung.

Suko wäre gern schneller gefahren. Das konnte er jedoch nicht riskieren. Von einer Streife gestoppt zu werden, wäre fatal gewesen, denn Master hätte seinen Mund nicht gehalten und der Tote wäre auch noch entdeckt worden. Zweimal schon hatten sie die Fahrzeuge der Highway Police gesehen, doch dieser Kelch war glücklicherweise an ihnen vorbei gerollt.

Ein Wegweiser erschien am rechten Straßenrand. Darauf waren gleich mehrere Orte verzeichnet. Die Namen hatte Suko vergessen, aber Master erklärte ihm, dass er im nächsten Tal nach rechts abbiegen musste.

»Wohin genau?«
»Ins Nichts.«
»Reden Sie nicht.«
»Doch. Es gibt kein offizielles Ziel.«
»Nur das Sanatorium, wie?«
»So ist es.«

»War es wirklich ein Zuchthaus?«
»Früher mal.«
»Und jetzt?«
»Steht es noch immer.«

Mehr wollte Master darüber nicht sagen, aber er fühlte sich wieder besser. Das sah Suko, als er ihn im Innenspiegel betrachtete. Seine Augen hatten wieder einen kalten Glanz bekommen. Die Lippen waren zusammengedrückt. Insgesamt war auch die Spannung wieder in seinen Körper zurückgekehrt.

Nein, aufgegeben hatte dieser Typ nicht. Der würde weitermachen, bis zum bitteren Ende. Und Suko konnte sich zudem gut vorstellen, dass er seinen letzten Trumpf noch nicht ausgespielt hatte.

Er war mit dem Tempo heruntergegangen, weil er die Abfahrt nicht verpassen wollte. Zu beiden Seiten der Straße türmten sich die Wände der Schlucht. Sie stachen nicht zu steil in die Höhe, sondern weiteten sich, damit die Sonne noch genügend Platz hatte, ihre Strahlen auf die Straße zu schicken.

Bäume hatten ihr Wurzelwerk tief in die Felsen gegraben und krallten sich fest. Der Wind war hier stärker geworden. Er spielte mit den Blättern, und Suko glaubte sogar, ihr Rauschen zu vernehmen. Ein schönes Stück Natur, an dem er sich leider nicht erfreuen konnte, denn er musste konzentriert weiterfahren.

»Wir sind gleich da!« meldete sich Master.

Suko schaute nach rechts. Er sah nur die grauen Wände, die allerdings an einer Stelle zurücktraten und plötzlich aufbrachen, so dass eine Lücke entstand.

Breit genug, um als Straße gelten zu können, in die Suko den Chrysler hineinlenkte. Die Straße war nicht staubig gewesen, im Gegensatz zu diesem Weg, auf den der Wind den Staub und auch den Sand geweht hatte. Sie hatten das Tal mittlerweile verlassen, befanden sich jetzt hoch über dem Meer, das noch nicht in Sicht kam. Der Wagen war von einer Wolke umweht, die sich jedoch senkte, als Suko das Ende der Strecke vor sich sah und über einen Boden fuhr, der mit dichtem, aber leicht von der Hitze verdorrtem Gras bewachsen war.

Kein Staub mehr. Dafür der freie Blick.

Er sah das Meer, das vor ihm wogte, als wollte es in die Unendlichkeit hineingleiten. Es war einfach wunderbar, diesen Ausblick genießen zu können und das Gefühl der Freiheit zu spüren. Suko hätte es gern getan, nur nicht an diesem Tag, denn da waren andere Dinge wichtiger. Wie die Festung.

Master hatte nicht gelogen. Sie stand dort wie ein Relikt aus alter Zeit. Ein gewaltiger Steinbau, der selbst Bomben zu trotzen schien und bei dem auch das Sonnenlicht es nicht schaffte, den Hauch von Düsternis zu vertreiben.

Die Festung oder das Sanatorium wurden nicht bewacht. Es gab keine Außenposten. Es waren auch keine Wachtürme zu sehen, keine Warnanlagen, es gab nur diesen viereckigen Bau, der als Dom des Schreckens in die Einsamkeit gebaut worden war und zur normalen Straße hin durch die Berge geschützt wurde.

In diese Ecke der Feriengegend verirrte sich kaum ein Mensch. Sicherlich war den meisten nicht einmal bekannt, dass die Festung existierte, und große Lust, sie näher zu untersuchen, hatte wohl auch keiner.

Suko rollte auf den Bau zu. Er fuhr praktisch im Schrittempo. Je näher er kam, um so kleiner kam er sich vor. Da wuchsen die düsteren Mauern scheinbar, und die schon tief am Himmel stehende Sonne sorgte bereits für die ersten Schatten, in die er den Chrysler hineinlenkte, um ihn dann zu stoppen.

Die klimatisierte Luft hatte seine Haut kühl werden lassen. Dennoch fühlte er sich durchschwitzt, als er sich auf dem Fahrersitz drehte und nach hinten schaute.

Master sagte nichts. Er saß bewegungslos neben Abe Douglas und lächelte jetzt.

»Ist das der Ort, an den ihr mich hinbringen wolltet?« fragte Abe mit leiser Stimme.
»Ja.«

»Und da hätte ich für alle Zeiten verrotten sollen - oder?« Er hatte sich nur mühsam in der Gewalt und wäre Master am liebsten an die Kehle gefahren.

»Ich weiß nicht, ob es für alle Zeiten gewesen wäre. Das hätten andere entschieden.«
»Wer?«
»Ich habe keine Ahnung.«

Es war klar, dass er seine Vorgesetzte nicht verraten wollte, und Abe fragte auch nicht weiter. Suko war inzwischen ausgestiegen und hatte die hintere rechte Tür geöffnet. Er hörte noch Abes Kommentar. »Ich wäre bestimmt hinter diesen Mauern gekillt worden.«

»Das kann passieren.«
»Auch mit John Sinclair?«
»Ich weiß es nicht.«

Abe gab ihm einen Stoß. Mit noch immer gefesselten Händen stieg der Agent aus. Er blinzelte gegen die Sonne und stieß die Luft aus. Hier kannte er sich aus, und hier fühlte er sich sicher. Er hatte seinen Kopf gedreht, um auf die dunkle Festung zu schauen. Dort passierte nichts. Es war keine Bewegung zu sehen. Auch nicht hinter den vergitterten Fenstern. Der Bau wirkte wie von allen Lebewesen verlassen, abgesehen von einigen Ratten und Insekten.

Suko kam auf die echten Probleme zu sprechen. »Wo werden wir die Wächter finden?«
Master grinste. »Es gibt keine.«

»Bitte?«
»Die Festung bewacht sich selbst.«
»Das müssen Sie mir erklären.«

»Es sind die Eingelieferten, die auf sich Acht geben. Sie machen es. Sie haben wo etwas wie eine Infrastruktur gebildet. Sie leben nur in ihrem Gebiet.«

»Dort essen, trinken und schlafen sie auch.«
»Ja.«
»Wovon ernähren sie sich denn?«
»Dafür wird gesorgt.«
»Wer tut es? Und wie geschieht es?«
»Einmal in der Woche wird Nachschub gebracht.«

Abe Douglas regte sich auf. Auch deshalb, weil Master bei seinen Antworten gegrinst hatte. »Verdammt noch mal, der will uns doch nur auf den Arm nehmen.«

»Ich glaube nicht.«

»Okay.« Abe stieß Master die Hand in den Rücken. »Und wie kommen wir in dieses nette Haus hinein?«

Master lächelte. »Es ist sehr einfach, in die Festung hineinzukommen, aber raus nicht.«

»Das lassen Sie unsere Sorge sein«, sagte Suko.
»Ich komme hinein. «
»Das soll auch sein.«
»Dazu müsste ich die Hände frei haben.«
»Und warum?« fuhr Douglas ihn an.

»Es geht um meine Fingerabdrücke. Sie müssen abgetastet werden. Erst dann öffnet sich das Tor.«

Da brauchte er nicht gelogen zu haben. Es gab diese Sicherheitschecks, die sich nicht nur auf Prints oder Codes bezogen, sondern auch etwas mit den Pupillen der Eintretenden zu tun hatten. Auch ihr Muster konnte gespeichert werden.

Zu Fuß gingen sie den Rest und näherten sich dem breiten Eingangstor, das wie eine Schleuse aus grauem Eisen wirkte. An der Seite war in die Mauer eine Nische eingelassen worden. Um an sie heranzukommen, musste Master eine Metallklappe aufschließen. Sechs Augen schauten auf eine graue Fläche und sahen den schmalen Bildschirm darüber.

Masters wurde von seinen Fesseln befreit. Er bedankte sich spöttisch, bevor er seine Gelenke massierte. Dann legte er seine linke auf die Fläche und wartete ab. Auf dem schmalen Monitor tat sich etwas. Einige Zahlen erschienen, dann zeichnete sich das Muster der Hand ab, und wenig später leuchtete ein gelbes Licht.

»Ich bin akzeptiert«, sagte Master.
»Und weiter?« fragte Abe.

Master löste seine Hand und deutete auf das Tor. »Es wird sich gleich öffnen.«

Es war nicht gelogen. Er hatte kaum ausgesprochen, als sie das leise Rollen hörten, das zur rechten Seite hinglitt. Eine Öffnung tat sich auf. Es wurde kein Innenhof sichtbar, sie konnten direkt in die Festung hineinschauen.

Der G-Man und Suko hatten ihre Waffen gezogen und zielten damit in den finsternen Bau. »Bitte, Gentlemen, Sie können!« erklärte Master mit Spott in der Stimme.

»Aber du zuerst«, sagte Douglas. Er packte ihn und stieß ihn über die Schwelle in das kalte Zwielficht hinein ...



Ein Roboter also!

Ich war nicht einmal geschockt, sondern mehr überrascht. Ich musste mir einfach vorstellen, dass dieser ehemalige Knast von einem Roboter bedient wurde. Was sicherlich auch zu den Versuchen gehörte, die im geheimen durchgeführt wurden. Ich hatte mal darüber gelesen, dass Experten dabei waren, Roboter so zu bauen, dass sie den Menschen verdammt ähnlich wurden. Oder auch erschreckend ähnlich. Aber die konnten tüfteln und schaffen so viel sie wollten, eines würde ihnen nie gelingen. Sie würden es nicht schaffen, diesen künstlichen Wesen eine Seele einzuhauchen, das lag einzig und allein in der Hand des Allmächtigen, dessen Kraft irgendwann stopp sagen würde.

Er stand vor mir. Er hatte keine Seele. Er wurde von einer Energiequelle gespeist, die irgendwo tief in seinem Körper verborgen war, und ich fragte mich natürlich, wie man ihn zerstören konnte.

Vielleicht zerschießen?

Bestimmt nicht mit einer Kugel. Auch nicht mit einer geweihten aus Silber. Vielleicht reichte eine Salve aus einer Maschinenpistole aus, aber ich hatte keine. Dafür hielt ich noch immer das Beil fest.

Er hielt sich in günstiger Entfernung auf. Wenn ich genau zielte und die Lücke zwischen den Stäben richtig traf, konnte ich ihn erwischen. Ich nahm Maß.

Er bewegte sich nicht. Es war auf einmal still in dieser Umgebung geworden. Die anderen Geräusche hörte ich weit hinter mir. Dort warteten die nächsten Gegner auf mich, aber dieser Roboter war jetzt wichtiger. Vielleicht erreichte ich etwas, wenn ich ihn zerstörte.

Mein Arm glitt weit zurück, als ich ausholte. Dann schlug ich blitzschnell und zielgenau mit dem Beil zu. Die wieder blank gewordene Klinge wischte genau durch die Lücke zwischen den beiden Stäben, und einen Moment später spürte ich den Widerstand beim Aufprall.

Ein Mensch kann schreien, ein Roboter nicht. Bei diesem hier war ich mir nicht sicher gewesen, da er mir auch hatte Erklärungen und Antworten geben können, aber es gab keine Schmerzen für ihn, als das Beil in seine Brust hineinhackte. Ich hörte ein Knacken, als die Kunststoffschale des Mikros zerbrach, somit war die Kommunikationsverbindung wahrscheinlich für alle Zeiten zerstört.

Mit einem glatten Zug zerrte ich die Klinge wieder aus der Brust der Gestalt hervor, die fast an der gleichen Stelle stehen geblieben war und plötzlich schwankte.

Da bewegte sich der Mund.

Normalerweise hätte er bestimmt gesprochen. In diesem Fall kam nichts mehr durch. Er war stumm geworden. Durch die Zerstörung des Mikros war auch die andere Verbindung gerissen.

Ich wollte nicht, dass er fiel. Die Lampe hatte ich wieder weggesteckt, um den linken Arm durch die Lücke schieben zu können. Bevor mir der Wächter entgleiten konnte, hatte ich ihn gepackt. Meine Finger hatten sich in den Hemdstoff an seiner linken Schulter festgeklammert, und ich ließ ihn zunächst nicht mehr los.

Er zappelte nicht. Er drehte nicht durch. In seinem künstlichen Körper sumnte und brummte nichts. Er war darauf programmiert worden, gar nichts zu tun.

Ich zerrte ihn zu mir heran, und er klatschte von der anderen Seite her gegen die Gitterstäbe. Für einen Moment sah es so aus, als würde er daran kleben. Ich wollte ihn nur in meiner Nähe haben und holte mit dem Beil wieder aus. Diesmal zielte ich auf seine Stirn.

Der Kopf zuckte und nickte zugleich, als die Schneide genau in die Mitte hineinhib wie von einer Messlatte angezeichnet. Die Klinge hatte sich tief in den Schädel gewühlt. Es war ein schmaler Spalt entstanden, der breiter wurde, als ich das Beil leicht drehte.

Es floss kein Blut. Dafür knirschte etwas im Kopf.

Mikrotechnik, die durch die Waffe zerstört worden war. Hinter dieser Haut existierten keine normalen Knochen. Dort befand sich kein Fleisch, kein Blut, keine Gehirnmasse. Es war alles nur künstlich. Von Fachleuten gebaut und programmiert.

Mit einer Hand hielt ich ihn fest und presste ihn gegen das Gitter der Tür. Dann erst löste ich das Beil aus dem Kopf.

Ich hatte den Spalt breit genug gedreht, um jetzt etwas erkennen zu können. Tatsächlich öffnete sich mit dem Schädel ein kleines Wunderwerk der Technik. Es gab keine Drähte, dafür Module und andere Speicher, deren Namen mir unbekannt waren.

Als ich ihn losließ, sackte der künstliche Mensch zusammen. Und künstlich war auch die Haut, die über den ebenfalls künstlichen Kopf gezogen worden war. Sie wurde nicht von Knochen gehalten, sondern von deren stählernen Nachbildungen.

Reichte dieser letzte Schlag?

Ich ließ es auf einen Versuch ankommen und löste meinen Griff. Halt fand der Roboter nicht mehr. Er brach an der anderen Seite des Gitters zusammen, aber war noch nicht ganz erledigt. Der Schlag musste andere Funktionen bei ihm ausgelöst haben. Nur liefen diese nicht mehr zusammen oder parallel. So reagierten die Arme ebenso unterschiedlich wie die Beine. Ein Arm schlug immer wieder in die Luft, wobei sich die Hand zur Faust geballt hatte. Das linke Bein bewegte sich im Kreis, während das rechte ständig gegen den unteren Teil des Gitters trat.

Gefährlich würde er mir nicht mehr werden. Da gab es andere. Ich ließ den Roboter in Ruhe und drehte mich.

Der Schreck erwischte mich wie ein Schlag. Die anderen Gefangenen hatten es geschafft, die Treppen hinter sich zu lassen. Sie standen wie eine Wand vor mir und verstopften den Gang ...

Ein kalter Schauer rieselte über meinen Rücken, wie von der berühmten Knochenhand des Sensenmanns hinterlassen. Da kam ich nicht durch, das stand fest.

Es dauerte nur kurze Zeit, bis ich mich wieder in der Gewalt hatte. Die Gefangenen oder was immer sie auch waren, standen zwar dicht beisammen, dennoch war es mir möglich, Unterschiede auszumachen. Hier hatten sich Menschen und Mutanten gemischt.

Ganz vorn sah ich wieder den Zwerg, dem ich das Beil abgenommen hatte. Hinter ihm stand ein kahlköpfiger Riese, zumindest wirkte er so, dessen Gesicht völlig deformiert war und aussah wie von mehreren Faustschlägen getroffen. Er hatte Mulden im Gesicht, und auf seiner Stirn wuchsen zwei Beulen wie Hörner bei einem Teufel.

Einen schrillen Schrei hörte ich auch. Er wurde von einem Wesen abgegeben, an dem ebenfalls geforscht worden war. Es besaß eine entfernte Ähnlichkeit mit einem Affen, nur dass bei ihm Beine und Arme unterschiedlich lang waren. Es drückte sich vor und bewegte sich wie ein Fahrzeug auf unebenem Boden.

Über den Zwerg sprang es hinweg, tickte kurz auf, und der nächste Sprung brachte dieses Wesen bereits in meine Nähe.

Zum erstenmal sah ich das Gesicht. Das menschliche Antlitz eines Greises, jetzt aber böse verzogen und mit irrer Mordlust in den Augen. Wie man ihn hergestellt hatte, war mir unbekannt, aber ich musste mich gegen ihn wehren, denn er griff mich wütend an.

Ich hätte mit dem Beil zuschlagen können, doch es widerstrebte mir. Ich befand mich nicht in unmittelbarer Lebensgefahr, und so entschloss ich mich zu einem Tritt.

Der traf ihn voll.

Der Kopf mit dem schrecklichen Gesicht flog zurück. Ebenso der Körper, der zwischen den anderen landete. Gewonnen hatte ich mit dieser Aktion nicht viel, denn nach wie vor versperrte mir die Masse der anderen Gestalten den Weg.

Ich würde mich durchkämpfen müssen, doch es waren zu viele. Welchen Weg gab es dann?

Hinter mir befand sich die Tür. War sie zu öffnen? Bisher hatte ich es noch nicht ausprobiert. Ich drehte den Kopf.

Ich konnte die Gittertür aufstoßen und schob dabei den zuckenden und liegenden Roboter nach vorn. Schnell war ich durch, aber ich wusste auch, dass die Masse das gleiche schaffen konnte wie ich. Da brauchte man sich nur gegen die Tür zu lehnen, und sie waren wieder so verdammt nahe bei mir.

Sie kamen.

Ich hatte die Tür noch nicht wieder zgedrückt. Dafür bückte ich mich und hob den funktionsuntüchtigen Roboter an. Mit beiden Händen hielt ich ihn fest. Stemmte ihn dann über meinen Kopf und schleuderte ihn der Masse entgegen.

Er war relativ schwer und riss eine Lücke. Nicht alle konnten sich auf den Beinen halten. Sie wurden umgewuchtet. Sie lagen am Boden. Sie fielen übereinander. Ich hörte sie schreien und kreischen, während ich mich zurückzog und die Tür zuhämmerte.

Es gab keinen Schlüssel, mit dem ich sie hätte abschließen können. Und es gab auch kein Hindernis, dessen Gewicht ausreichte, um die Gittertür zu blockieren.

Bis an die Konsole mit den Monitoren wich ich zurück. Der Roboter hatte vier Monitore beobachtet. Sie alle zeigten verschiedene Ausschnitte der Räume innerhalb der Festung.

Einer jedoch brachte Bilder von außen. Was ich sah, kam mir vor wie eine Fata Morgana.

Die drei Männer kannte ich. Einer von ihnen war der Typ in der hellen Jacke, der nun nicht mehr so locker und siegessicher wirkte, sondern mir recht zerrupft vorkam. Er sah aus wie ein Gefangener, der von Abe Douglas in die Festung hineingestoßen wurde.

Der dritte Mann war kein geringerer als mein Freund und Kollege Suko, der einen Moment später aus dem Bild glitt, weil er die Festung bereits betreten hatte.

Plötzlich ging es mir wieder besser. Ich bekam neuen Mut. Die Mutanten und anderen Gefangenen hatten einen Teil ihres Schreckens verloren, obwohl ich noch längst nicht aus dem Schneider war. Suko und Abe mussten mich erst finden. So lange musste es mir gelingen, mich zu halten. Ich ließ die Monitore sausen und lief wieder zur Gittertür. Die Gestalten waren noch mit dem Roboter beschäftigt. Für sie war er nichts anderes als ein Mensch, und so wurde mir präsentiert, was sie auch mit mir vorhatten, wenn ich in ihre Gewalt geriet.

Sie zerrissen ihn. Jeder wollte daran teilhaben. Zahlreiche Hände und auch Klauen packten zu. Finger hatten es geschafft, sich in den Spalt der Stirn zu wühlen. Sie rissen daran und schafften es, ihn auseinander zu zerren. Andere machten sich an den Armen und Beinen zu schaffen. Mit ihrer Kraft brachen sie die künstliche Gestalt regelrecht auseinander und zerfetzten sie.

Sie bissen auch hinein, aber es war kein Fleisch, und so schleuderten sie die Reste weg. Plötzlich waren sie wie von Sinnen. Irgendwie schienen sie zu spüren, dass der Aufpasser und Wächter nicht mehr vorhanden war. Jetzt hatten sie freie Bahn.

Sie wollten das Kommando übernehmen. Der Kontrolle entweichen und sich so geben wie sie nach den verbrecherischen Manipulationen waren.

Die schreienden Worte einer sich überschlagenden Stimme jagten mir Schauer über den Rücken. Ich wusste nicht, was der Mann in seinem richtigen Leben gewesen war. Nun aber fühlte er sich als Jack the Ripper und schrie dies immer wieder hinaus. Er wollte alle töten. Er setzte dies auch in die Tat um und hatte sich den Zwerg gepackt, den ich bereits kannte.

Der Ripper wuchtete ihn hoch. Er hielt ihn fest. Er schüttelte ihn, und dann biss er zu.

Der Zwerg schrie. In seinen Schrei hinein fielen die Schüsse!



Das Innere der Festung hatte nichts Unheimliches an sich. Zumindest nichts, was man von und in alten Schlössern und Burgen erwartet. Hier war alles klar und nüchtern, eingetaucht in ein ähnlich kaltes Licht wie es vor kurzer Zeit bei der Sonnenfinsternis geherrscht hatte. Es gab Gänge, Wege, ein Hinweisschild, das zu den Treppen und den oberen Etagen hindeutete.

Suko hatte Master übernommen. Er hielt ihn fest und schob ihn vor sich her. »Sie kennen sich aus. Schnell, wo müssen wir hin? Wo hat man John Sinclair hingeschafft?«

»Nach oben.«
»Dann vorwärts.«

Sie brauchten nicht lange zu suchen. Sie hörten die Geräusche. Zunächst blieben sie stehen, weil sie nicht unterscheiden konnten, ob es sich um Stimmen handelte oder irgendwelche Laute, die von Maschinen abgegeben wurden.

»Die kommen nicht von oben! « sagte Suko.
»Ich weiß es doch auch nicht!« schrie Master.

Suko glaubte ihm. Der Mann hatte seine Beherrschung verloren. Er war durcheinandergekommen.

Der G-Man war vorgelaufen. Er tanzte wie ein Schatten durch das kalte Zwielicht; Suko hätte es gern heller gehabt, doch er sah keine Schalter, und so schob er den NSA-Agenten weiter, der nicht daran dachte, sich zu wehren.

Sie gelangten in den mittleren Bereich. Der lange Gang weitete sich. Sie sahen die Aufgänge, die Galerien in den verschiedenen Stockwerken, aber sie hörten auch, dass die Schreie und Rufe an Deutlichkeit zugenommen hatten.

Von vorn wehten sie ihnen entgegen. Zudem auf der gleichen Ebene. Da hielt sich niemand mehr oben auf. Zumindest waren die Stufen und die Gänge leer.

»Suko!« schrie Abe. »Ich habe sie!«

Er war aus dem Sichtbereich verschwunden. Suko zerrte Master mit, der plötzlich eine wahnsinnige Angst bekam, und dann sah auch der Inspektor, was da passiert war.

Vor ihnen malte sich die Masse Mensch ab.

Mensch? Nein, er konnte es nicht glauben, dass dies alles Menschen waren. Sicherlich waren sie einmal normal gewesen, doch sie hatten etwas durchgemacht, das von Verbrechern in weißen Kitteln in die Wege geleitet worden war. Sie konnten auf den ersten Blick nicht mehr unterscheiden, wer ein Mensch war und wer zu den genmanipulierten Wesen gehörte. Hier lief alles durcheinander.

Ein mächtiger Klotz hatte eine kleine zwergenhafte Gestalt in die Höhe gerissen und wollte sie beißen. Da schoss Abe Douglas zweimal hintereinander ...



Nicht nur ich, alle hatten die Schüsse gehört. Aber ich wusste, dass meine Freunde und Befreier jetzt ziemlich nahe gekommen waren und mir notfalls den Weg freischießen würden.

Die Echos rollten noch in die Kälte und Leere der Festung hinein, als ich die erste Reaktion erlebte. Die meisten Gefangenen vor mir zeigten sich erschreckt. Auch der Zwerg wurde nicht mehr gebissen. Der Hüne ließ ihn fallen, und der Kleine landete glücklicherweise auf einem anderen Körper, von dem er abrutschte.

Die Veränderten konnten nicht mehr denken. Sie wussten deshalb auch nicht, wie sie sich verhalten sollten. Sie waren keine normalen Menschen mehr, die ihren Verstand einsetzen konnten, deshalb reagierten sie wie Tiere, denen ein Befehl zugerufen worden war.

Alle verhielten sich still.

Ich nutzte diese Sekunden aus und öffnete die Gittertür so weit wie möglich. Jetzt bestand auch für mich die Chance, mich durchzukämpfen.

Ich arbeitete mit den Ellbogen, mit den Händen, auch mit den Beinen. So trat und schlug ich mir eine Lücke, durch die ich weiter nach vorn schauen konnte.

Ich sah Suko, Abe und den Typ mit der hellen Jacke.

»John!« schrie mir Douglas entgegen. Er fuchtelte mit der Waffe und würde mir sicherlich Rücken- deckung geben.

Ich boxte mich durch.

Vor mir tauchte ein Gesicht auf. Aufgeschwemmt wie ein Ballon mit wässerigen Augen. Aus einem breiten Mund spritzte mir eine gelbliche Flüssigkeit entgegen, die beinahe mein Auge getroffen hätte. Durch eine rasche Drehung des Kopfes wich ich der Ladung aus und rammte den rechten ange- winkelten Arm in die Höhe.

Der Ellbogen traf das Gesicht. Er räumte mir den Weg frei, aber die anderen hatten ihren Schrecken überwunden. Plötzlich wurden sie wieder zu diesen unkontrollierten Wesen, wie ich sie aus der letzten Zeit her kannte.

Sie griffen und schlugen nach mir. Sie wollten mich festhalten. Sie warfen sich gegen mich. Urplötzlich war mir der Blick zu meinen Freunden versperrt. Ich sah nur Körper, Arme, Beine und Hände. Ich schlug um mich und scheute mich auch nicht, das kleine Beil einzusetzen.

Von der anderen Seite her kämpfte sich ebenfalls jemand durch. Es war mein Freund Suko. Auch er setzte seine Waffe nicht ein und verließ sich auf seine Fäuste.

Dass Suko ein Kämpfer der ersten Klasse war, erlebte ich in dieser Zeit. Er schleuderte die Gestalten weg und schaffte es so, auch mir eine Lücke zu bahnen.

Jemand umklammerte mit langen Armen meine Hüfte, bevor mich Suko erreichen konnte. Ich sah ihn fast zum Greifen nah vor mir, da wurde ich wieder zurückgezerrt.

In wilder Hast schlug ich zu. Ich traf den Kopf des Wesens mit der stumpfen Seite der Klinge. Der Mensch brach zusammen, ich konnte mich losreißen, und dann sprintete ich vor.

Fast hätte ich Suko umgerannt, in dessen Augen ein wilder Blick lag. So etwas hatten wir beide noch nicht durchgemacht, und auch Abe Douglas war geschockt. Er stand mit schussbereiter Waffe in der Nähe, um sofort feuern zu können.

Das brauchte er nicht.

Wir kamen frei, wir kamen durch. Aber die Insassen dachten nicht daran, die Verfolgung aufzugeben. Wie auf ein geheimes Kommando hin stürmten sie los.

Suko, Abe und ich konnten sie damit nicht überraschen. Dafür einen anderen, der sich mit dem Rücken gegen die Wand gepresst hatte und vor Grauen fast verging.

Master war nicht derjenige, der die Festung hier befehligte. Er hatte auch nicht an den Experimenten teilgenommen. Er war eigentlich nur ein Helfer und Mitläufer, der nur begrenzt eingeweiht worden war und gewisse Vorgänge möglicherweise nur aus Erzählungen kannte. Die ganze Wahrheit erlebte er jetzt, und das versetzte ihm einen Schock. Er hätte sich längst in Sicherheit bringen müssen, was ihm nicht gelungen war. So blieb er einfach zu nahe an den Gefangenen stehen, und die waren plötzlich bei ihm.

Sie kamen wie eine mächtige Woge. Sie überspülten ihn. Er brach unter dem Gewicht zusammen. Seine Schreie klangen dumpf und erstickt.

»Verdammt!« schrie Suko und lief hin. Ich blieb bei ihm.

Wir hatten vor, den Mann unter den Körpern weg zu zerren und in Sicherheit zu bringen. Zu spät.

Einmal sahen wir ihn noch.

Da war er bereits tot, denn jemand hatte seinen Hals aufgerissen. Er schwamm im eigenen Blut. Ein schreckliches Bild. Diesen Tod hatte er nicht verdient. Aber jemand wie er, der Wind säte, musste auch damit rechnen, Sturm zu ernten.

Sie wollten auch uns.

Nein, die Chance gaben wir ihnen nicht. Suko hatte mir die Beretta gegeben, aber keiner von uns feuerte. Wir zogen uns normal zurück, denn der Ausgang stand noch offen.

Eine heulende Meute nahm die Verfolgung auf. Ich konnte nur hoffen, dass wir die Tür wieder zubekamen, denn wenn sie in die Freiheit gerieten und sich im Land verteilten, bedeutete das für zahlreiche Menschen den Tod.

Noch bevor wir die Festung verlassen hatten, hörten wir das knatternde Geräusch. Ich wusste, was sich dort draußen tat, aber sah es erst, als ich einen Schritt über die Schwelle getan hatte.

Zwei Hubschrauber waren gelandet. Schon flogen die Türen auf und Soldaten sprangen aus den stählernen Kolossen. Sie alle waren mit Gewehren bewaffnet, die unförmig aussahen, weil sie keine normalen Kugeln verschossen, sondern Gas.

Die Soldaten kümmerten sich nicht um uns. Sie stürmten vorbei und in die Festung hinein. Von ihren Gesichtern war kaum etwas zu sehen, da sie Masken trugen.

Erst am Chrysler blieben wir stehen und drehten uns um.

Die Soldaten waren bereits in der Festung und hatten geschossen. Durch die offene Tür sahen wir die dicken Schwaden, die sich wie Nebel ausbreiteten und für Ruhe sorgten.

Wir aber waren gerettet. Keiner von uns würde für die nächsten Jahre in dieser Festung lebendig begraben sein ...



»Nein, sie sind nicht tot. Nur betäubt!« antwortete der Einsatzleiter auf meine diesbezügliche Frage.
»Wir brauchen sie noch als Beweise, denke ich mir.«

Ich lachte spöttisch. »Für wen?«

Der Mann hob seine Schultern. Er war jemand, der lieber schwieg. Der Beruf hatte dafür gesorgt.

»Bestimmt nicht für die Öffentlichkeit«, erklärte ich. »So etwas wird gern unter den Tisch gekehrt. Man hat es auch bei uns versucht, obwohl Abe Douglas zum FBI gehört.«

»Es ist nicht meine Aufgabe, darüber zu entscheiden. Außerdem sollten Sie froh darüber sein, dass Sie noch leben. Alles andere müssen Sie uns überlassen.«

Obwohl der Mann und seine Leute uns praktisch rausgeholt und Schlimmeres verhindert hatten, hätte ich ihm am liebsten einen Tritt gegeben, als er sich abwandte und davonging.

Abe und Suko hatten geschwiegen. Jetzt übernahm der G-Man wieder, das Wort. »So ist das nun mal, John. Da machst du nichts. Die haben das Sagen.«

»Wer ist die?«

»Eine Sondertruppe. Frag mich nicht, wem sie genau unterstellt ist. Die Organisationen lassen sich nicht in die Karten schauen. Ein Wunder, dass sie überhaupt erschienen sind.«

»Das ist höhere Politik«, sagte Suko.
»Oh - kennst du dich aus?«

»Nein.« Er lächelte vor sich hin. »Aber ich kenne unseren Chef, Sir James. Er kann manchmal verdammt penetrant sein, und das hat er in diesem Fall bewiesen. Wäre er nicht gewesen und hätte er nicht Leute in der Regierung mobil gemacht, die sich dann mit euren Großköpfen kurzgeschlossen haben, hätte es für dich und John ein böses Ende nehmen können.«

»Ich weiß«, sagte Abe Douglas leise. »Das sind wieder Augenblicke, in denen ich darüber nachdenke, ob ich den verdammt Job einfach hinschmeißen und in die private Wirtschaft gehen soll. Als Sicherheitsberater oder so ähnlich.«

»Warum tust du es nicht?« fragte ich.

Er lachte gegen das Meer hin, das stetig seine Wellen an den Strand tief unten schleuderte. »Weil ich ein Bulle bin. Ich bin dazu geboren. Ja, daran kann ich nichts ändern. Und weil ich manchmal denke, dass man auch Typen wie diesem Master und anderen das Handwerk legen muss. Sie können nicht einfach alles an sich reißen. Da muss doch mal jemand sein und sie kontrollieren.«

Ich wies auf die Festung. »Glaube nicht, dass die Öffentlichkeit davon erfährt.«
»Auch nicht durch dich?«

»Nein, Abe. Wäre es in unserem Land passiert, ich hätte anders darüber gedacht. Aber wir sind hier in den Staaten. Ihr habt eure Probleme, wir die unseren. Und manchmal überschneiden sie sich. Ich bin überzeugt, dass man sich in beiden Ländern eben wieder auf der hohen Ebene einigt. Und wenn jemand fragt, ob etwas geschehen ist, dann schaut man ihn aus großen Augen an und fragt zurück: Was soll denn geschehen sein? Es ist doch alles okay. Wo kein Kläger ist ... « Ich sprach nicht mehr weiter und winkte müde ab.

»Und so machen diejenigen weiter, die sich Wissenschaftler nennen«, sagte Suko. »Heimlich, schon unheimlich. Diejenigen, die sie kontrollieren sollen, stecken mit ihnen unter einer Decke. Das ist hier so, und in Europa ist es auch nicht anders.«

Dann sahen wir wie die Soldaten den Leichnam des toten NSA-Agenten aus der Festung brachten. Er lag auf einer Decke und wurde zu seinem toten Kumpan gebracht, der bereits in den Hubschrauber gelegt worden war.

Suko brauchte sich seinetwegen keine harten Fragen gefallen zulassen. Offiziell hatte es ja nichts gegeben. Ein Satansgrab, eine Festung, menschliche Mutationen?

Unsinn. Ein Ketzer, wer etwas anderes annahm ...

ENÖE